3 1761 04230 9179

JV
2027
R64
1914

Die deutschen Kolonien

M. P. Thorbecke phot. Zu Kamerun

Njoja, der Fürst von Bamum, in reichgestickter Haussatracht an der Tür seines Palastes. Er ist ungewöhnlich intelligent, hat eine eigene Schrift erfunden, eine Schule gebaut, fördert das Handwerk, liebt und pflegt die seinem Volke entsprechende Eingeborenenkultur und will Fremdes nur annehmen, soweit es seinem Volke förderlich ist

Die deutschen Kolonien

von

Paul Rohrbach

früherem Reichskommissar für Deutsch-Südwestafrika

Ein Bilderbuch aller deutschen Kolonien mit 168 photographischen Aufnahmen, Karten und Text. Herausgegeben mit Unterstützung der Deutschen Kolonialgesellschaft

1.—25. Tausend

569051
16.9.53

Der Gelbe Verlag Mundt & Blumtritt in Dachau

JV
2027
R64
1914

Warum muß Deutschland Kolonien haben?

Warum muß Deutschland Kolonien haben? Als diese Frage zuerst auftauchte, und nach jahrelanger theoretischer Erörterung zu den Erwerbungen in Afrika und der Südsee führte, waren die beiden Hauptargumente für eine deutsche Kolonialpolitik die Auswanderung und der Import kolonialer Verbrauchsgegenstände. Jeder vaterlandsliebende Deutsche mußte es schmerzlich empfinden, daß alljährlich Hunderttausende die Heimat verließen, um in Amerika ein besseres Dasein zu suchen, als die Verhältnisse in Deutschland es ermöglichten. Man malte sich aus, welch einen Zuwachs für das Deutschtum in der Welt es geben würde, sobald die deutsche Auswanderung nach deutschen Kolonien gelenkt werden könnte. Andere Stimmen wiesen mit demselben Eifer darauf hin, was für Verluste am deutschen Volksvermögen dadurch entständen, daß jährlich Hunderte von Millionen für Kolonialwaren an andere Völker gezahlt würden.

Alle Schriften, die sich in der Zeit zwischen der Gründung des Reichs und den ersten kolonialpolitischen Schritten Deutschlands mit der kolonialen Frage beschäftigen, sind voll von diesen Gedanken. Heute kommen sie uns, man möchte fast sagen, veraltet und überwunden vor. Eine gewisse Bedeutung gebührt ihnen zwar immer noch, aber wichtigere Dinge sind in den Vordergrund getreten. Zunächst spielt die Auswanderung im deutschen Leben nicht mehr entfernt eine solche Rolle wie früher. Am höchsten war sie unmittelbar vor dem Erwerb der Kolonien. Im Durchschnitt der Jahre 1880—1884 verließen über 175 000 Menschen jährlich Deutschland. 1881 waren es sogar 220 000 — die höchste je erreichte Ziffer. Damals betrug die Gesamtbevölkerung Deutschlands erst zwischen 40 und 50 Millionen. Jetzt sind es bald 70 Millionen, aber die Auswanderung ist gegen früher auf den zehnten Teil gesunken. Die Gewinne die das deutsche Volk aus seiner Betätigung in Welthandel und Weltwirtschaft zieht, sind durch den mächtigen gewerblichen Aufschwung, den wir erlebt haben, so groß geworden, daß wir heute nicht nur zahlreicher, sondern auch besser existieren können, als vordem, und keine Kinder der deutschen Heimat mehr als „Kulturdünger" in die Fremde abgeschoben zu werden brauchen.

Was der vorigen Generation so viel Sorge machte, der Verbrauch an kolonialen Genußartikeln, der uns den fremden Kolonialvölkern tributpflichtig machte, ist in der Gegenwart noch viel größer geworden als vor dreißig oder vierzig Jahren, aber in unserm nationalen Gesamthaushalt spielt er eine geringe Rolle gegenüber der immensen Steigerung des Bedarfes an ausländischen Rohstoffen für unsere Industrie und an ausländischen Nahrungsmitteln zur Deckung unseres Defizits an Brot, Fleisch, Eiern, Gemüse, Obst usw. Am notwendigsten ist es für uns, daß wir im Bezug gewerblicher Rohstoffe vom Auslande unabhängiger werden. Es wird schwerlich daran zu denken sein, daß jemals auf deutschem Kolonialboden alle Wolle und Baumwolle, alles Holz und Erz gewonnen wird, das die deutsche Industrie von auswärts beziehen muß. Aber, wie Dernburg richtig gesagt hat: es ist schon viel erreicht, wenn unsere koloniale Produktion so bedeutend wird, daß sie imstande ist, eine preisregulierende Wirkung auf dem Weltmarkt auszuüben. Das gilt vor allem für Dinge, in denen bestimmte Völker bisher eine Art von Monopol haben, wie die Amerikaner in Baumwolle.

Auch die Frage der Auswanderung nach den Kolonien ist wichtig, trotzdem wir keinen Bevölkerungsüberschuß mehr haben. Wir haben aber eingesehen, daß Südwestafrika, oder die Hochländer von Ostafrika, oder sonst ein Stück der afrikanischen Tropen auch gar nicht geeignet ist, eine weiße Massenbevölkerung aufzunehmen, einfach aus dem Grunde, weil der Land- und Handarbeiter, also das ziffernmäßig stärkste Element im Lande, immer der Eingeborene sein wird. Der Zahl nach können die Weißen im eigentlichen Afrika immer nur eine Minderheit bilden. Wirtschaftlich würde ihnen natürlich die Leitung der Produktion gehören, und vor allen Dingen sehen wir es schon jetzt in unsern afrikanischen Kolonien mit Augen, wie sich ein neuer wertvoller Typus des deutschen Charakters bildet: der deutsche Afrikaner. Unsere jetzigen Kolonien, und was wir sonst vielleicht noch durch Verträge hinzuerwerben werden, können bei gehöriger Aufschließung des Landes im Laufe der Zeit immerhin eine Menge Auswandrer aufnehmen, aber das Ziel dabei ist nicht die Masse, sondern die afrikanisch-koloniale Qualität eines neuen Deutschtums jenseits des Ozeans. In diesem Sinne ist auch der nationale Wert der Kolonialpolitik sehr groß, und wenn man erwägt, welche wirtschaftlichen Werte in Zukunft von einem so entstandenen afrikanischen Deutschland unter der Führung einer weißen deutschen Herrenschicht geschaffen werden können, so muß in uns der Wunsch kräftig werden, daß dieses nationale Ziel unserer Kolonialpolitik bald in noch viel weiteren Kreisen begriffen werden möge, als es jetzt noch der Fall ist.

Die deutschen Kolonien

In diesem Jahre, 1914, ist es ein Menschenalter her, daß Deutschland seine ersten überseeisch-kolonialpolitischen Schritte tat. Am 24. April 1884 wurden die Erwerbungen von August Lüderitz an der Bucht von Angra Pequena, dem heutigen Lüderitzbucht, unter deutschen Schutz gestellt. Niemand wird behaupten wollen, daß unsere Kolonialpolitik seit den ursprünglichen Flaggenhissungen in Südwestafrika, Ostafrika, Kamerun, Togo und der Südsee gleich von Anfang an die richtigen Wege gegangen ist. Manches in dem heutigen Stande unserer Kolonien kann nur als Folge der im ersten und auch noch im zweiten kolonialen Jahrzehnt gemachten Fehler begriffen werden. Von der Zahlung solchen Lehrgeldes ist aber kein einziges Kulturvolk verschont geblieben, und glücklicherweise haben sich die Dinge in der Gegenwart so entwickelt, daß wir mit wachsender Befriedigung auf den Fortschritt unseres Kolonialwesens blicken können. Als wir die Kolonien erwarben, war ihr Handel durchweg eine ganz geringfügige Größe. Bis zum Jahre 1900, dem Zeitpunkt, wo mit der Übernahme der Verwaltung durch den bisherigen Schanghaier Generalkonsul Dr. Stübel in der deutschen Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft eine entschiedene Wendung zum günstigeren eintrat, hatte die Handelsbewegung der Kolonien folgende Beträge erreicht:

Jahr 1900	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamthandel
Ostafrika	12,0 Mill. Mark	4,3 Mill. Mark	16,3 Mill. Mark
Südwestafrika	7,0 Mill. Mark	0,9 Mill. Mark	7,9 Mill. Mark
Kamerun	14,2 Mill. Mark	5,9 Mill. Mark	20,1 Mill. Mark
Togo	3,5 Mill. Mark	3,1 Mill. Mark	6,6 Mill. Mark
Südsee	5,0 Mill. Mark	3,5 Mill. Mark	8,5 Mill. Mark
Kiautschou	12,1 Mill. Mark	9,7 Mill. Mark	21,8 Mill. Mark

Während der zwölf Jahre dagegen, bis 1912/13, hat sich der durch die nächste Zahlengruppe illustrierte Aufschwung vollzogen:

Jahr 1912	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamthandel
Ostafrika	50,3 Mill. Mark	31,4 Mill. Mark	81,7 Mill. Mark
Südwestafrika	32,5 Mill. Mark	39,0 Mill. Mark	71,5 Mill. Mark
Kamerun	34,2 Mill. Mark	23,3 Mill. Mark	57,5 Mill. Mark
Togo	11,4 Mill. Mark	10,0 Mill. Mark	21,4 Mill. Mark
Südsee	14,2 Mill. Mark	17,1 Mill. Mark	31,3 Mill. Mark
Kiautschou	128,7 Mill. Mark	83,7 Mill. Mark	212,4 Mill. Mark

Der deutsche Kolonialhandel hat sich hiernach in wenig über einem Jahrzehnt von rund 80 Millionen Mark fast auf eine halbe Milliarde Wert gesteigert. Während derselben Zeit ist das koloniale Eisenbahnnetz, von dem 1900 kaum einige Anfänge vorhanden waren, bis auf gegen 5000 Kilometer gewachsen und die Gesamtmenge der weißen Bevölkerung in allen Kolonien von rund 5000 auf rund 25000 Seelen, wovon im Jahre 1900 nur etwas über 2000 Frauen und Kinder waren, 1912 aber über 8000 und 1913 reichlich 9000.

Alle diese Zahlen treten unter der Voraussetzung in ihr richtiges Licht, daß man bedenkt, wie spät der energische Eisenbahnbau in unsern Kolonien begonnen hat, und daß erst seit 1900 von besserem Fortgang kolonialer Entwicklung bei uns die Rede sein kann. Betrachten wir also unser überseeisches Besitztum, so dürfen wir das in dem frohen Empfinden tun, daß es überall, im ganzen wie im einzelnen, kräftig vorwärts geht!

Kamerun

Kamerun ist ein echtes Tropenland. Es erstreckt sich vom inneren Winkel des Golfes von Guinea bis zum Tschadsee hinauf und hat durch den sogenannten Marokko-Kongovertrag zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1911 eine bedeutende Größenzunahme erfahren. Im Jahre 1884 hing es nur an einem Haare, daß die Engländer uns schon an der Eingangspforte zu unserer heutigen

Kolonie, dem sogenannten Kamerunbecken, zuvorkamen. Als der deutsche Generalkonsul für Westafrika, Dr. Nachtigal, zum Abschluß der Schutzverträge mit den Häuptlingen von Duala eingetroffen war, kam acht Tage später ein englischer Kollege auf einem Kriegsschiffe an, um die Besitzergreifung der Kamerunküste für England vorzunehmen. Er fand die deutsche Flagge in Duala aber schon gehißt und mußte sich mit einem vergeblichen Protest verabschieden. Wäre es den Engländern gelungen, hier etwas früher zur Stelle zu sein, so wäre Kamerun heute keine deutsche Kolonie, denn ohne den Besitz des Hafens von Duala ist das Hinterland so gut wie unzugänglich. Wenn man von Norden her an der westafrikanischen Küste hinunterfährt, so öffnet sich das Kamerunbecken als die erste bequeme Eingangspforte zum Innern des Erdteils seit dem Grünen Vorgebirge und der Nigermündung. Die Einfahrt zwischen den beiden flachen Landspitzen Suel-

laba zur Rechten und Kap Kamerun zur Linken ist etwa acht Kilometer breit. Dahinter dehnt sich ein ziemlich flaches haffähnliches Gewässer mit brackigem Wasser etwa von der Größe des Stettiner Haffs aus. Der Name „Kamerunbecken" stammt von den großen Massen von Krabben her, die zu gewissen Zeiten hier auftreten und portugiesisch Cameroens heißen. Von verschiedenen Seiten münden kurze aber wasserreiche Küstenflüsse in das Haff. Vorsichtig sucht der Dampfer seinen Weg durch die von Seezeichen angedeutete Fahrrinne und gelangt schließlich in die Mündung des Wuri. Eine kurze Strecke oberhalb, bevor sich der Wuri in das Haff ergießt, liegt auf dem erhöhten südlichen Ufer des Flusses die Stadt Duala. Kleinere Seedampfer können unmittelbar vor Duala ankern; große Schiffe müssen eine Viertelstunde unterhalb der Stadt liegen bleiben, weil hier eine Sandbank im Flusse die Weiterfahrt hindert. Es soll aber schon in nächster Zeit auch hier durch Baggerungen freie Durchfahrt geschaffen werden. Duala heißt so nach dem gleichnamigen Negerstamme, der hier seit langem ansässig ist. Schon lange bevor Kamerun deutsche Kolonie wurde, haben Hamburger Kaufleute, vor allen Dingen die Firma Woermann, mit den Dualas Handel getrieben. Damals besaßen die Europäer aber noch keine festen Niederlassungen im Lande, sondern wohnten der Sicherheit halber auf abgetakelten und verankerten Schiffen, sogenannten Hulks, auf dem Wuriflusse. Jetzt ist in Duala eine ziemlich große deutsche Tropenstadt entstanden. Das Küstengebiet von Kamerun gehört nicht nur zu den heißesten, sondern auch zu den regenreichsten Teilen des Tropengürtels. Namentlich am Abhange des Großen Kamerunberges, eines 4000 Meter hohen erloschenen Vulkans, unmittelbar an der Küste, fallen ganz unerhörte Regenmengen; so beträgt z. B. die jährliche Regenhöhe in Bibundi und Debundscha am Westfuße des Berges etwa zehn Meter. Das ist ein Betrag, der auf der ganzen Erde nur noch ein einziges Mal, am Südabhange des Himalaja in Vorderindien, erreicht wird. Die mittlere Jahrestemperatur an der Kamerunküste beträgt 25°. Der Februar ist mit einer durchschnittlichen Temperatur von 27° der heißeste und der Juli mit 24° der „kälteste" Monat. Um Mittag und in der Sonne ist die Hitze natürlich noch sehr viel größer, als diese durchschnittlichen Werte angeben. An sich wird es manchmal in Südwestafrika heißer als in Kamerun, aber das Schlimme in den Tropengebieten ist das Fehlen der nächtlichen Abkühlung. Auch um Mitternacht und in den Stunden vor Sonnenaufgang, die sonst am kühlsten sind, bleibt die Thermometerhöhe meist über 20°. Daher findet der Weiße in den Tropen schwer erquickenden Schlaf, während die Neger von Geburt auf an diese stete, gleichmäßig feuchte Schwüle gewöhnt sind. Der Handel suchte von Anfang an das Kamerunbecken und die Mündung des Wuri bei Duala als natürliche Eingangspforte des ganzen Landes auf, aber die ersten europäischen Plantagen entstanden nicht bei Duala, sondern etwas weiter nördlich an der Küste, am Abhange des Großen Kamerunberges. Die dortigen Kakaopflanzungen liefern alljährlich für mehrere Millionen Mark Kakao nach Deutschland.

Abb. S. 17

Der größte Mangel von Kamerun sind seine schlechten natürlichen Verkehrsverhältnisse. Da das Land vom Innern zur Küste stufenförmig abfällt, so sind die Flüsse samt und sonders in ihrem Laufe durch Wasserfälle unterbrochen. Der Mungo und der Wuri, die beide in das Kamerunbecken münden, und ebenso der Hauptfluß Kameruns, der Sanaga, sind nur 70 Kilometer weit bis zu den ersten Stromschnellen mit Flußdampfern befahrbar. Darüber hinaus kann der Verkehr

Abb. S. 15

nur mit Hilfe von Trägerkarawanen bewältigt werden. Wie langsam und kostspielig dieses Hilfsmittel ist, geht daraus hervor, daß ein Träger nur eine Last von 60 bis 70 Pfund am Tage durchschnittlich 20 bis 25 Kilometer weit befördern kann. Bis nach Zentralkamerun sind es aber 30 und bis in das Gebiet am Tschadsee über 60 Tagemärsche. Es gibt nur ganz wenig Produkte, die wegen ihres hohen Wertes eine solche Verteurung des Transports ertragen können; eigentlich nur Kautschuk und Elfenbein. Um daher die Naturschätze des Innern zur Küste und europäische Waren ins Innere befördern zu können, war es unbedingt notwendig, Eisenbahnen zu bauen. Viel zu lange ist unter dem Einflusse der matten Stimmung, die in Deutschland bis zu der Reichstagswahl vom Winter 1906/7 unseren Kolonien gegenüber herrschte, mit dem Bahnbau in Afrika gezögert worden. Erst zu Anfang des Jahres 1907 wurde mit dem Bau der sogenannten Kamerun-Nordbahn begonnen, die, von Duala ausgehend, dem Zentrum der Kolonie zustrebt. Der Eisenbahnbau in Kamerun muß zunächst die mit ungeheurem tropischen Urwald erfüllte Küstenregion überwinden. Hier ist ein Gürtel von 100 bis 200 Kilometer Breite mit Bäumen von 50 bis 60 Meter Höhe bedeckt, zwischen denen ein undurchdringliches Unterholz und eine unendliche Masse von Schlingpflanzen wuchern. Unter den Kameruner Urwaldbäumen finden sich manche Arten edler Hölzer, und in der Nähe der Flußläufe, die einen bequemen Transport des gefällten und gesägten Materials ermöglichen, haben sich hie und da auch schon Holzsägereien niedergelassen. Der Eisenbahntransport wird noch sehr viel mehr von diesen prachtvollen Holzarten, die das amerikanische Mahagoniholz zum Teil übertreffen, an die Küste und zur Verarbeitung nach Deutschland bringen; für den Trägerverkehr ist aber die Beförderung von Holz natürlich ausgeschlossen. Mit Mühe und großen Kosten hat man wenigstens für die Hauptverkehrswege große Durchhaue durch den Urwald gemacht, auf denen der Trägerverkehr stattfindet.

Abb. S. 19

Abb. S. 17

Abb. S. 14

Nach einem Marsche von etwa einer Woche hat der Reisende endlich die Urwaldregion des Küstengebietes durchquert. Er steht am Fuße des steilen Absturzes, in dem sich das über tausend Meter hohe Plateau des inneren Kamerun gegen die Küstenregion schroff absenkt. Die Übergangslandschaft zwischen dem Tieflandurwald und dem Hochland, sowie auch der Abfall des Plateaus selbst, weisen in Kamerun einen ganz besonders großen Reichtum an Ölpalmen auf. Dieser Reichtum wird aber erst ausgebeutet werden können, wenn der Eisenbahnbau bis hierher vorgeschritten ist, denn sowohl das Palmöl als auch die Kerne der aufgeschlagenen Palmnüsse, die sogenannten Palmkerne, vertragen als billige Massenartikel keinen weiten Transport mit Trägern. Von dem Augenblick an, wo wir den Aufstieg zum inneren Plateau hinter uns haben, empfängt uns ein vollständig anderes Bild. Der Urwald ist verschwunden und an seiner Stelle bedeckt Graswuchs von riesenhafter Entwicklung Berg und Tal. Auch die Negerbevölkerung auf dem Hochlande ist eine andere, als im Urwaldgebiete. Sie ist kräftiger, viel zahlreicher und in verschiedenen verhältnismäßig bedeutenden Staaten, Häuptlingsschaften oder Sultanaten, organisiert, während die Urwaldstämme hordenweise oder in kleinen machtlosen Stämmen zusammenleben.

Abb. S. 16 unten rechts

Je weiter wir auf dem Hochlande nach Norden vorrücken, desto baumärmer wird das Land, bis schließlich selbst die dünnen Stangen zur Bedachung der Hütten und zum Aufstellen der Mattenzäune tagereisenweit herbeigeholt werden müssen. Wir sind in Adamaua, und mit dem Betreten dieses Gebietes ändern sich zugleich

auch die Bevölkerungsverhältnisse. Adamaua war früher ein großes selbständiges Reich unter der Herrschaft eines rötlich-hellfarbigen innerafrikanischen Volkes, der Fullahs, deren ursprüngliche Heimat wahrscheinlich weit im Osten in dem Gebiete der heutigen Somalis liegt. Die Fullahs sind Mohammedaner und haben auch die ihnen unterworfenen Negerstämme größtenteils zum Islam bekehrt. Ursprünglich waren die Fullahs viehzüchtende Nomaden. Sie haben aus ihrer östlichen Heimat das ostafrikanisch-indische Buckelrind, das jetzt in Kamerun allgemein Fullahrind genannt wird, nach Adamaua mitgebracht. Diese Fullahrinder bilden einen ganz besonderen Reichtum des inneren Hochlandes von Kamerun, denn ringsum liegen innerhalb des englischen und französischen Kolonialbesitzes lauter von der Tsetsefliege verseuchte Länder, in denen keinerlei Viehzucht möglich ist. Wenn erst die Eisenbahn den gleichfalls von der Tsetsefliege heimgesuchten Urwaldgürtel durchqueren wird, dann wird sich auch aus Adamaua ein großer Viehtransport nach der ganzen fleischbedürftigen Westküste entwickeln. In Adamaua lernen wir auch das zweite mohammedanische Volk Westafrikas, dessen Angehörige zum großen Teil innerhalb unserer Kolonie Kamerun leben, näher kennen: die Haussas. Diese Haussas sind im Gegensatze zu den Fullahs richtige Schwarze. Sie sind geschickte Handelsleute und durchziehen als solche ganz Westafrika. Der wichtigste Platz in Adamaua ist Garua am Benue. Jenseits des Benue liegt der deutsche Anteil an dem großen Negersultanat Bornu, und am Ufer des Tschadsees wohnen die nördlichsten deutschen Untertanen in Afrika, die Kanuris, die ihre Hütten aus dem Schilf bauen, das in unendlicher Menge die flachen sumpfigen Ufer des Tschadsees umsäumt.

In Südkamerun gehen das Tiefland der Küste und das innere Plateau allmählicher ineinander über, als im Nordwesten; ganz Südkamerun ist Waldland. Hier finden sich auch noch die größten Bestände des Kautschukbaumes, dessen Stamm über und über mit fischgrätenförmig verzweigten Schnitten bedeckt wird, um den Milchsaft abzuzapfen, durch dessen Gerinnen der Kautschuk entsteht. Der Urwald von Südkamerun ist aber auch die Heimat besonders wilder und barbarischer Stämme, die das Geschäft des Kautschuksammelns unter Umständen für den Händler und Zapfer zu einem sehr gefährlichen machen können. Unter den Waldvölkern von Südkamerun sind zwei, die Njems und die Makkas, noch Menschenfresser, die vor der deutschen Herrschaft jahraus jahrein ihre Nachbarn überfielen, um Gefangene zu machen, deren Fleisch dann, in Stücke gehackt, auf offenem Markte verkauft wurde. Dieser Kannibalismus entstand vor allen Dingen dadurch, daß der Urwald so überaus arm an jagdbarem und eßbarem Getier ist. Der Wildreichtum Afrikas steckt nicht in seinen Wäldern, sondern er lebt auf den großen Grashochländern, und es ist nichts anderes, als der dem Menschen überwiegend angeborene unüberwindliche Hunger nach Fleisch, der die Menschenfresserei der Makkas erzeugt hat. Um die Unterwerfung dieser Wilden hat sich vor allen Dingen der in ganz Kamerun berühmte, leider zu früh verstorbene Major Dominik verdient gemacht. Den Schlüssel für die wirtschaftliche Ausnutzung einer Kolonie wie Kamerun bildet, wie fast überall im tropischen Afrika, die sogenannte Volkskultur oder die Hebung der Eigenproduktion der Eingeborenen. Für jenen Teil der Erdoberfläche gilt in ganz besonderem Maße der Satz, daß die Tropen dazu bestimmt sind, als Rohstofflieferanten für den immer mehr sich entwickelnden Bedarf der Weltindustrie einzutreten. Es handelt sich dabei durchweg um

Produkte des Pflanzenreichs, denn die Lagerplätze der nutzbaren Metalle und Mineralien sind im Unterschied zu den vegetabilen Rohstoffen an keine klimatische Zone gebunden. Baumwolle, Kautschuk, Ölfrüchte, wozu in erster Linie als Lieferanten Ölpalmen, Kokospalmen und die Erdnußpflanze gehören, ferner das ganze Heer der tropischen Bast- und Faserpflanzen, Agaven, Bastbananen und viele mehr, — schließlich und nicht am letzten Ende die großen Vorräte nutzbarer Hölzer die in den Urwäldern des tropischen Afrika stecken — das alles sind Massenartikel, von deren vorteilhaftem Erwerb die Industrie der europäischen Kulturvölker von Jahr zu Jahr in steigendem Maße und in immer größeren Verhältnissen abhängig wird. Ein großer Teil der Tropen befindet sich im Besitz politisch organisierter selbständiger Völker, so z. B. fast das ganze tropische Amerika; andere Tropenländer, wie Ostindien und großenteils auch die Sundainseln, sind, wenn sie auch Kolonialbesitz europäischer Art darstellen, doch bereits so dicht bevölkert, daß nur noch ein geringer Raum der vorhandenen nutzbaren Bodenfläche für die Massenproduktion jener industriellen Rohstoffe übrig bleibt. Bei weitem der größte Teil des vorhandenen Grund und Bodens wird dort von den zahllosen Massen der einheimischen Bevölkerung in Anspruch genommen, um Nahrungsfrüchte für den direkten Konsum an Ort und Stelle zu bauen. Die Einsicht in diese Verhältnisse war es, die unter den vorgeschrittenen Völkern der Weltindustrie zu Anfang der achtziger Jahre jenen plötzlichen Wettlauf um den Erwerb von Kolonialbesitz in Afrika unternehmen ließ, dem wir auch Kamerun verdanken.

Abbildung Seite 16

Durch den sogenannten Marokko-Kongovertrag, 1911, wurde zu der alten Kolonie Kamerun noch ein Gebiet von rund 250000 Quadratkilometer Umfang hinzugefügt, wogegen ein kleines Stück im äußersten Norden an Frankreich abgetreten wurde. Die Urteile über den vermeintlichen Unwert von Neukamerun, die in der ersten Zeit nach dem Vertragsabschluß vielfach laut wurden, haben sich nicht bestätigt. Abgesehen davon, daß diejenigen Teile von Neukamerun, die zum inneren Graslande gehören, namentlich aber das bisher französisch gewesene Stück von Adamaua, zum Teil fruchtbar, gut bevölkert und von Eingeborenenstämmen im Besitze einer vorgeschrittenen afrikanischen Kultur bewohnt sind, ist es von großer Wichtigkeit, daß wir durch die beiden sogenannten „Zipfel" am Ubangi und an der Mündung des Sanga unmittelbaren Anschluß an das große Kongosystem gewonnen haben und Nachbarn der Kongokolonie geworden sind.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß in Zukunft noch bedeutende territoriale Veränderungen in Innerafrika, vor allen Dingen im Kongogebiet vor sich gehen. Solche könnten z. B. damit zusammenhängen, daß die zunehmenden finanziellen Fehlbeträge der belgischen Kolonialverwaltung im Kongo, die eine natürliche Folge der jahrzehntelangen Mißwirtschaft zur Zeit des unabhängigen Kongostaates sind, bei der ohnehin wenig kolonialfreudigen öffentlichen Meinung in Belgien den bereits aufgetauchten Gedanken zur Tat werden zu lassen, das Kongogebiet ganz oder teilweise zu verkaufen. Diese ohne Zweifel vorhandene Möglichkeit macht es schon allein für uns notwendig, im Westen die Grenznachbarschaft zwischen dem deutschen und belgischen Besitz herzustellen. Allerdings grenzt auch im Osten deutsches Kolonialgebiet an den Kongo, aber sollte es einmal zur Liquidation des belgischen Gebiets kommen, so wird England natürlich alles daran setzen, am Gestade des Tanganjikasees entlang eine Verbindung zwischen dem Sudan und Südafrika, „vom Kap nach Kairo", zu erhalten. Hier also würden sich deutsche und eng-

lische Interessen kreuzen; im Westen dagegen nicht. Es versteht sich von selbst, daß in keinem Falle an einen gewaltsamen Erwerb irgend welchen fremden Besitzes von unserer Seite gedacht wird. Die Voraussetzung dafür, daß wir unser afrikanisches Kolonialgebiet nach dieser oder jener Richtung hin ausdehnen, sind der gute Wille und das eigene Interesse der jetzigen Besitzmächte.

Die wichtigsten Aufgaben für die Verwaltung von Kamerun sind der Ausbau des Verkehrsnetzes, die Entwickelung der Eingeborenenkulturen, worin gleichzeitig auch die richtige Eingeborenenpolitik enthalten liegen muß, und die Förderung der von den Weißen unternommenen Pflanzungsbetriebe. Durch die Vernachlässigung des Eisenbahnbaues ist, wie schon bemerkt, lange gesündigt worden. Es kommt darauf an, die wertvollen Gebiete im Innern, wo Bevölkerungsdichte und Fruchtbarkeit des Bodens sich vereinigen, kolonialwirtschaftlich nutzbar zu machen. Innerhalb des Waldlandes bilden die vulkanischen Böden rund um den Kamerunberg, am Manenguba und zwischen den beiden Bergmassen das bodenwirtschaftlich wertvollste Stück. Dort liegen die schon seit längerer Zeit existierenden Kakao- und Kautschukpflanzungen von Viktoria und seinen Nachbarplätzen, und dort entwickelt sich jetzt auch die überraschend gut einschlagende Tabakkultur. Die Tabakpflanzungen liefern ein Produkt, das als den hohen Sumatrasorten gleichwertig beurteilt wird. An derartigen Fortschritten werden wir sicher noch mehr erleben, sobald die Eisenbahnen erst tiefer ins Innere eingedrungen sind. Der Bremer Tabakmarkt hat das Produkt mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen, und falls es gelingt, die im Waldlande immer vorhandenen Arbeiterschwierigkeiten einigermaßen zu heben, so wird man vom Kameruntabak anscheinend viel erwarten können.

Abb. S. 12 unten rechts

Was die Eingeborenenkultur angeht, so hat sich die Arbeit der Neger bisher in der Hauptsache auf die Kautschukgewinnung beschränkt. Kautschuk hat lange Zeit hindurch auf dem Weltmarkt einen zwar schwankenden, im Durchschnitt aber sehr lohnenden Preis gehabt, und namentlich in Südkamerun beruhte das wirtschaftliche Leben fast ganz auf diesem Produkt. Der Kautschuk lieferte einen bedeutenden Ertrag an Exportzöllen, durch Kautschukzapfen wurden die Eingeborenen im ganzen südlichen Kamerun kaufkräftig für europäische Produkte, für die wiederum Einfuhrzölle erhoben werden konnten; die Eingeborenensteuern lieferten gute Erträge, und der Handel der europäischen Firmen hatte großen, in manchen Jahren glänzenden Gewinn. Im Jahre 1913 aber ist eine schwere Krisis auf dem Kautschukmarkt dadurch entstanden, daß die auf der Malaischen Halbinsel und ihren Nachbargebieten in Hinterindien angelegten Kautschukpflanzungen zum großen Teil in das produktionsfähige Alter eintraten und Kautschuk zu viel billigeren Preisen anbieten konnten, als der Handel in den Ländern des Wildkautschuks, Westafrika, dem Kongogebiet, Brasilien, dazu imstande ist. Wahrscheinlich werden die niedrigen Kautschukpreise auf dem Weltmarkt anhalten, und es wird schwierig sein, die Kosten in Kamerun dauernd bis zur Konkurrenzfähigkeit mit dem Plantagenprodukt herabzudrücken. Daher kommt es doppelt darauf an, solide Produkte der Eingeborenenwirtschaft oder Volkskultur zu liefern. Das glänzende Beispiel der englischen Kolonialwirtschaft an der Goldküste zeigt, mit welchem Erfolg die begabteren westafrikanischen Negerstämme zur Anlage von Exportkulturen für den Weltmarkt erzogen werden können. Vor zehn Jahren kam von der Goldküste wenig Kakao, und heute steht die Kolonie unter der Weltproduktionsgebieten von Kakao an der vierten oder fünften Stelle.

Außer Kakao kommen noch mancherlei andere Kulturen in Betracht: Kaffee, Erdnüsse, Mais, vor allen Dingen aber die Pflege und Ausnutzung der großen vorhandenen Ölpalmenbestände und die systematische Anlage neuer Palmpflanzungen. Wir wären heute in Kamerun wirtschaftlich schon ein großes Stück weiter, wenn nicht über dem Gewinn aus der Kautschukausbeute die Pflege der Volkskulturen, namentlich in Südkamerun, stark vernachlässigt worden wäre. Unter den Stämmen des Waldlandes sind die Bules, die Jaundes, die Bakokos im alten Kamerungebiet, die Pangwes und ihre Verwandten in Neukamerun zahlreich und begabt genug, um für Volkskulturen im größeren Maßstabe erzogen zu werden. Auf dem Hochlande gilt das in Alt-Kamerun vor allen Dingen von der in jeder Beziehung bevorzugten Nordwestecke und in Neu-Kamerun von den Landschaften am oberen und mittleren Sanga. Nordwestkamerun hat in den Landschaften des Dschang- und Bamendabezirks, teilweise auch in Bamum, höchst fruchtbare vulkanische Böden und infolgedessen eine dichte, kulturell vorgeschrittene Bevölkerung. Mitunter sieht man ganze Tagesmärsche weit fast nur bebauten Boden, und eine Dorfgemarkung reiht sich an die andere. Am bekanntesten von den Nordwestkameruner Stämmen sind die Bamumleute und ihr Häuptling Joja. S. Titelbild und Abb. S. 2, 3, 4
Die Hauptstadt des Bamumgebiets, Fumban, zeigt in dem sogenannten Palast des Häuptlings und den Wohnungen der Großen sehr interessante Proben von vorgeschrittener Eingeborenenkultur. Joja selbst ist ein ungewöhnlich begabter Neger. Bis vor kurzem gefiel er sich in europäischer Tracht, ging dann aber unter dem Einfluß der vordringenden islamischen Idee zu dem weiten und würdevollen Haussagewand über, das den afrikanischen Eingeborenen auch unvergleichlich besser kleidet, als irgendwelche europäische Phantasieuniform. Das Material für den Hausbau ist auf dem Hochlande vor allen Dingen Bambu, die kolossalen Blattstiele der Raphiapalme. Diese Palmart, die auch den meisten Palmwein liefert, wächst in den sumpfigen Flußtälern des Graslandes und wird fast ebenso vielseitig verwendet, wie in Indien und Ägypten der Bambus. Abb. S. 1
Wie bei den meisten afrikanischen Stämmen, so ist auch bei den Kamerunnegern die Feldbestellung hauptsächliche Sache der Weiber. Überall dort, wo die Tsetsefliege vorkommt, ist es unmöglich, den Pflug und das Rind zum Ackerbau zu verwenden, sondern es kann nur Hackbau getrieben werden. Die in Afrika seit Urzeiten heimische eiserne Hacke ist ein Werkzeug, das zu seiner Führung mehr Ausdauer als Kraft erfordert. Die Hacke ist den weiblichen Kräften angemessen, folglich bürdet der Mann die Bestellung des Feldes dem Weibe auf. Bei den asiatischen und europäischen Völkern kam schon in früher Vorzeit die Pflugkultur auf, und dadurch war es bedingt, daß der Mann, dessen Kräfte erforderlich waren, um den Pflug und das Gespann davor zu regieren, die Feldbestellung auf sich nahm. Die ursprüngliche Befreiung des Weibes von der schweren Last der ständigen und alleinigen Feldarbeit muß als eine der Hauptwurzeln der Kultur bei den orientalisch-abendländischen Völkern angesehen werden. In Afrika ist das Weib bis heute ein Arbeitstier auf dem Acker geblieben. Sollte eines Tages ein Mittel gefunden werden, das Rind gegen den Stich der Tsetsefliege immun zu machen, so wäre das wahrscheinlich von entschiedenerem Kulturwert für den ganzen dunklen Erdteil, als vieles andere, um das man sich müht. Abb. S. 13
Auf dem inneren Hochlande von Kamerun, namentlich in dem begünstigten Nordwesten, käme klimatisch ein ziemlich großes Gebiet für die europäische Besied-

lung in Betracht. Ein Hindernis liegt allerdings in der Dichte der einheimischen Bevölkerung. Man kann grundsätzlich an der Notwendigkeit festhalten, daß die Eingeborenen zusammenrücken müssen, wenn dadurch unter günstigen Umständen Platz für weiße Ansiedler geschaffen wird, aber zu dem Zweck ist es notwendig, vorher auch den Eingeborenenkulturen eine größere Intensität zu geben. Auch in dem am besten besiedelten Teile von Kamerun ist die Methode der Bodennutzung noch sehr primitiv. Das eigentliche Zentrum der Kolonie, die Gebiete von Joko, Ngaundere und die Fortsetzung des Hochlandes nach Neu-Kamerun hinein, sind schwach bevölkert, was meistens in der Unfruchtbarkeit des Bodens begründet liegt. Auf weite Strecken hin tritt nackter Granit und Gneis zutage, oder die Erdoberfläche ist mit völlig sterilen Verwitterungsprodukten jener Gesteine, Lateritkies oder festem Raseneisenstein, bedeckt. Überall aber, wo es sich nicht um nackte Felsen handelt, wächst das Elefantengras, und gerade die weniger fruchtbaren Gegenden des Hochlandes, wo der Ackerbau nicht mit dem natürlichen Grasbestand aufgeräumt hat, sind außerordentlich reich an Wild. Die Büffel, Antilopen und das mannigfaltige kleinere Getier finden in dem hohen Grase eine vorzügliche Deckung. In der Trockenzeit aber, wenn die Vegetation durch die Sonnenglut ausgedörrt ist, legen die Eingeborenen systematisch Feuer an das Gras und jagen dadurch, die Windrichtung benutzend, das Wild aus seinen Verstecken. Diese Zeit der Grasbrände, wo Rauch und Dunst wie ein Nebel das Land erfüllen, ist für den Fleischhunger der Graslandneger die beste des Jahres.

Abbildung Seite 19

Leider hat die Schlafkrankheit große Verwüstungen angerichtet. Die Erreger der Schlafkrankheit sind winzige mikroskopische Lebewesen, Trypanosomen genannt. Sie werden durch den Stich einer Fliegenart, die der Rindertsetse nahe verwandt ist, von erkrankten Menschen auf gesunde übertragen. Der Gestochene merkt in den ersten Wochen nichts Besonderes: dann fangen die Halsdrüsen an zu schwellen, Gliederzittern, Abmagerung, Gehbeschwerden stellen sich ein, und zuletzt entwickelt sich der stumpfe betäubungsartige Dämmerzustand, der mit dem Tode endet und der Krankheit ihren Namen gegeben hat. Wahrscheinlich ist die Schlafkrankheit von Urzeiten her im Innern des Kongobeckens einheimisch gewesen, und von dort hat sie sich bis an die Küste des Atlantischen Ozeans und die großen ostafrikanischen Seen verbreitet, als durch das Eindringen der Europäer die ganze innerafrikanische Menschheit in Bewegung geriet, Trägerkarawanen, eingeborene Soldaten und Händler weite Striche durchzogen, wo früher kaum die nächsten Dörfer in Beziehung zu einander gestanden hatten, und auf diesem Wege die Bedingungen für die weiteste Ausbreitung des Übels gegeben wurden. Man geht der Krankheit jetzt auf die Weise zu Leibe, daß in den befallenen Gebieten Dorf für Dorf untersucht wird und die Erkrankten teils in besonderen Lagern, teils in ihren Dörfern mit einem einigermaßen wirksamen Medikament, Atoxyl, einem Arsenpräparat, behandelt werden. Hauptsächlich kommt es aber darauf an, daß die Unterholz-, Gras- und Schilfvegetation an den Ufern der Gewässer konsequent beseitigt und verbrannt wird. In den feuchten Pflanzenmoder am Ufer der Wasserläufe legen die Schlafkrankheitsfliegen oder Glossinen ihre Eier, und dort entwickeln sich auch die Larven. Durch mehrjähriges wiederholtes Brennen kann schließlich die Brut verringert werden. Vor allen Dingen müssen die Ufer der von Kanus befahrenen Wasserläufe, die Umgegend der Schöpfplätze bei den Dörfern und die Übergangsstellen über die Flüsse und Bäche gereinigt werden.

Ist erst die Schlafkrankheit überwunden, so kann der größte Teil von Neu-Kamerun ein erwünschter und keineswegs minderwertiger Besitz genannt werden. Der wertvollste Teil von Gesamtkamerun wird der eigentliche Norden sein, Adamaua, das sich aus dem schon bisher deutschen und dem 1911 von Frankreich abgetretenen Teile des alten, nach dem Heerführer Adama genannten Fullahreichs zusammensetzt. Adamaua reicht mit seinem Südteil noch auf das Hochland hinauf, umfaßt aber in der Hauptsache das Gebiet des oberen Benue samt seinen Zuflüssen und die Länder zwischen dem Benue, dem Logone, der jetzt die Grenze des deutschen gegen den französischen Besitz bildet, und dem Tschadsee. Hier gibt es bedeutende Eingeborenenherrschaften, unter Sultanen, oder wie man im Fullahgebiet sagt, Lamidos. Die Eingeborenen stehen hier schon seit lange unter dem Einfluß der bis in die Tschadseeländer vorgedrungenen arabischen Kultur, und sie sind auch größtenteils Muhammedaner. Es gibt bedeutende Städte, wie Garua, bis wohin vom englischen Niger her zur Hochwasserzeit die Schiffahrt mit Flußdampfern reicht, Marrua, nördlich von Benue, und das vornehmste der Fullahsultanate: Rei Buba. In dem von Frankreich abgetretenen Teil von Adamaua liegen Lere und Binder, an der Grenze, unmittelbar am deutschen Longoneufer Kusseri. Die nördlichste deutsche Verwaltungsstation ist Mongo am Tschadsee. In Adamaua üben die Eingeborenen bereits einen sehr mannigfaltigen Anbau des Bodens aus. Sie kultivieren verschiedene Getreidearten, Ölfrüchte, wie Erdnüsse und Sesam, aber auch Baumwolle. Die einheimische Baumwollspinnerei und -Weberei ist sogar ziemlich entwickelt; die schmalen, von den Haussas gewebten und mit Indigo gefärbten Streifen Baumwollzeug, aus denen die Haussagewänder zusammengenäht werden, gelten im Innern von Westafrika noch vielfach als Zahlungsmittel. Für Baumwollkultur kann Adamaua an sich eine ebenso große Zukunft haben, wie z. B. der vulkanische Hochlandsboden von Nordwestkamerun.

Abbildung Seite 5

Abbildung Seite 11

Abbildung Seite 12 oben rechts

Trotz starken Widerspruchs aus den Kreisen der Südkameruner Interessenten scheint die Regierung daran festzuhalten, daß Duala den einzigen Ausgangspunkt an der Küste für das im Bau begriffene Kameruner Eisenbahnnetz bilden soll. Außer Duala käme sonst noch Kribi, der wichtigste Platz an der Südkameruner Küste, für den Beginn einer besonderen Südbahn ins Innere in Betracht. Gegenwärtig wird die sogenannte Mittellandbahn von Duala auf einen Punkt hin gebaut, wo der für kleine Flußdampfer und für Frachtkähne schiffbare Mittellauf des Njong, des bedeutendsten Flusses von Südkamerun, beginnt. Man wird aber schwerlich mit dieser Zusammenfügung des Verkehrsweges aus Eisenbahn und Fluß auf die Dauer auskommen, und es taucht daher auch schon der Plan auf, mit der Mittellandbahn über den wichtigsten Südkameruner Binnenplatz, Jaunde, oder in ähnlicher Richtung, ostwärts nach Neu-Kamerun und nordwärts nach Adamaua zu gehen. Die Neu-Kameruner Gebiete sind einstweilen über den Kongoweg besser zugänglich, als durch Alt-Kamerun. Allerdings ist der Unterlauf des Kongo durch Wasserfälle für die Schiffahrt unbrauchbar und muß auf der 400 Kilometer langen Kongoeisenbahn von Frachten und Passagieren umgangen werden. Die Bahn endet an einer seenartigen Erweiterung des Kongo, dem Stanley-Pool. Dort beginnt ein gewaltiges System von Binnenwasserstraßen. Auf dem Kongo und seinem Nebenfluß, dem Sanga, kann der südliche und auf dem Kongo und Ubangi kann der östliche Zipfel von Neu-Kamerun

Abbildung Seite 20

erreicht werden. Der Sanga selbst bildet von seiner Mündung in den Kongo bis Nola einen brauchbaren Verkehrsweg ins Herz von Neu-Kamerun. Von all diesen Landschaften, Alt- wie Neu-Kamerun, gilt aber trotz der vorhandenen und für den Anfang gut nutzbaren Wasserwege ein für allemal der oberste Satz jeder afrikanischen Wirtschaftsentwicklung größeren Stils: wirkliches Leben und bedeutende Werte können erst durch umfassende Bahnbauten geschaffen werden. In dieser Beziehung ist Kamerun hinter allen deutschen Kolonien am weitesten zurück, und bei den großen Schwierigkeiten, die in der Urwaldregion dem Bahnbau entgegentreten, wird es wohl noch ziemlich lange dauern, bis die wirtschaftliche Entwicklung des Landes auf die Höhe gelangt.

Togo

Von den afrikanischen Besitzungen des Deutschen Reiches ist Togo die kleinste. Eigentlich war es nur ein Zufall, daß die jetzige Togoküste nicht auch schon früher, sei es von französischer, sei es von englischer Seite, annektiert worden war. Vermutlich aus dem Grunde, weil die Landungsgelegenheit schlecht erschien, war ein schmales Stück der Küste von kaum fünfzig Kilometer Ausdehnung beiderseits unbeachtet geblieben, so daß es uns möglich war, hier zunächst einmal Fuß zu fassen, ohne auf fremde Rechte zu stoßen. Hätte der deutsche Generalkonsul für Westafrika, Dr. Nachtigal, im Jahre 1884 nicht die kleine, noch herrenlose Lücke an der Seeküste zwischen Lome und Anecho vorgefunden, so wäre natürlich auch nicht an den Erwerb des Hinterlandes zu denken gewesen. Togo ist dichter bevölkert, als durchschnittlich unsere anderen Kolonien in Afrika: etwa 15 Menschen auf den Quadratkilometer, während Kamerun und Ostafrika im Durchschnitt bedeutend weniger aufweisen. Außerdem gehören die Eingeborenen von Togo teilweise zu den am weitesten entwickelten afrikanischen Negern. Sie sind arbeitswilliger und geschickter, als sonst ein Stamm, und dazu von einer bemerkenswert friedfertigen Natur. Togo besitzt keine Schutztruppe mit militärischer Organisation, wie die andern afrikanischen Kolonien, sondern nur einige hundert schwarzer Polizeisoldaten unter weißen Offizieren und Unteroffizieren.

Auch die kurze deutsche Togoküste hat teil an den fast in ganz Westafrika herrschenden schlechten Landungsverhältnissen. Es ist merkwürdig, wie wenig gute Naturhäfen sich auf der ganzen Strecke von Gibraltar bis zum Kap der guten Hoffnung finden. Mit mächtigem Schwall rollt die Dünung des Atlantischen Ozeans, in Westafrika Kalema genannt, gegen den flachen Strand, dem an vielen Stellen gefährliche Klippen vorgelagert sind. Dort, wo die herankommende Dünung mit ihrem Fuß auf den immer flacher werdenden Meeresboden stößt und im Fortschreiten aufgehalten wird, überschlägt sie sich in weißschäumenden Brechern. Wo auch immer der Schiffer dem Gestade sich nähert, erblickt er diese gefährlichen weißen Brandungsstreifen, und er ist froh, wenn wenigstens eine Landzunge oder ein felsiges Vorgebirge ihm einen Ankerplatz gewährt, wo er vor einsetzenden heftigen Winden und allzu gefährlichem Seegang sicher ist. Die eigentliche Landung geschah früher, und geschieht an vielen Plätzen in Westafrika auch jetzt noch, mit besonders gebauten Booten, sogenannten Brandungsbooten, durch die Brecher hindurch. Die meisten Küstenstämme sind sehr geschickt im Hindurchbringen der Boote durch die Brandung. Es kommt darauf an, in den Brechern

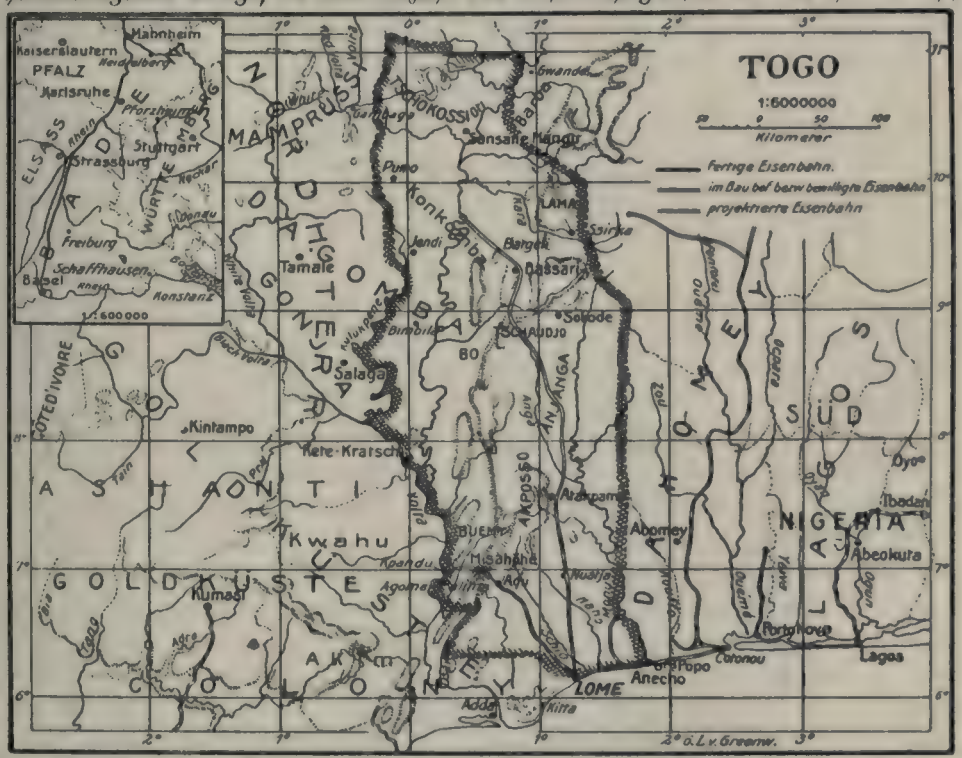
Abb. S. 20 oben

Abb. S. 21 unten

selbst das Boot davor zu bewahren, daß es umschlägt oder voll Wasser geschlagen wird, und es danach von dem anstürmenden Wasser sicher auf den Strand tragen zu lassen. Den Augenblick, wo die See zurückläuft, muß die Mannschaft dazu benutzen, um ihr Fahrzeug höher hinauf zu ziehen und es so zu verhindern, daß die nächste Brandungswelle es wieder mit zurücknimmt.

Um diese schwierige, kostspielige und mitunter gefährliche Art des Landens zu vermeiden, hat man angefangen, wenigstens an den größeren Plätzen in Westafrika, die nur solche wenig geschützte Reeden aufweisen, sogenannte Seebrücken zu bauen: große aus Eisen konstruierte und über die gewöhnliche Zone der Brecher ins Meer hinausragende Stege, die eine Anzahl von Eisenbahngleisen und an ihrem Kopf

Abb. S. 21 oben


TOGO
1:6000000
Kilometer
fertige Eisenbahn
im Bau bef. bezw. bewilligte Eisenbahn
projektierte Eisenbahn
Mannheim
Kaiserslautern
PFALZ
Karlsruhe
Heidelberg
Pforzheim
Stuttgart
Straßburg
Freiburg
Basel
Schaffhausen
Konstanz
ELSASS
BADEN
WÜRTTEMBERG
1:600000
MAMPRUSSI
DAGOMBA
GONJA
Salaga
Kintampo
Kete-Krachi
ASHANTI
Kwahu
GOLDKÜSTE
Kumasi
Accra
Sansane Mangu
Pusia
Konkobiri
LAMA
Ssirika
Jendi
Bargaki
Dassari
Solode
SCHAUDJO
BO
Atakpame
Abomey
Misahöhe
Agome
Kpando
Ho
Kpalime
Anecho
Popo
Lome
Addafo
Mitra
Porto Novo
Lagos
Abeokuta
Ibadan
Oyo
NIGERIA
SUD
Volta
Oti
Mono
Sio
Haho
Kara
Sansane
Togo
Ogou
Anjanga
Kpassoe
Kadjo
Kamine
Kuma
Agbe
Aja
Ouémé
Weme
Ogun
Ofin
Pra
Tain
Black Volta
White Volta
Daka
Konkobiri
Bimbila
Yendi
Tamale
Gwandu
Nikki
Borgu
Dahomey
Togo

bettet, der weiße europäische Stadtteil von Lome aus. Eine lange Allee von Kokospalmen führt zum Gouverneurshaus, einem etwas merkwürdigen Bau, von dem die Leute in Lome scherzhaft sagen, es verdiene besondere Aufmerksamkeit, wie wenig Raum der Architekt verstanden habe, in ein so umfassendes Mauerwerk hineinzubringen. Nur wenige Kilometer entfernt liegt die Grenze der englischen Goldküstenkolonie. Lome ist sehr sauber und ordentlich gebaut. Die Fremden, die mit den deutschen Dampfern reisen und unterwegs aussteigen, um sich den Platz zu besehen, sind immer des Lobes voll über den hübschen Eindruck.

Die kühle Meeresströmung, die an der ganzen Goldküste entlangzieht, hat auch für Togo, wenn auch lange nicht in so schroffer Weise, wie in Südwestafrika, die Folge, daß das Klima in den küstennahen Gebieten trocken ist. Man sieht keinen Wald, sondern nur angepflanzte Kokospalmen, niedrige Büsche und in Massen die grotesken Gestalten der dicken, den größten Teil des Jahres hindurch ohne Laub dastehenden Affenbrotbäume. Weiter landeinwärts fällt mehr Regen, aber für tropische Verhältnisse ist der Jahresniederschlag immer noch spärlich. Die Flüsse von Südtogo sind daher in der Trockenzeit meistens wasserlos, und während der trockensten Monate müssen manche Dörfer das Wasser zum Trinken und Kochen stundenweit herholen. Trotzdem kommen ziemlich reichlich Ölpalmen vor. Abgesehen davon bietet das Binnenland von Togo überwiegend den Anblick einer Buschsavanne vom Typus der sogenannten Obstbaumsteppe dar. Durch die alljährlichen Grasbrände wird der Baumwuchs zurückgehalten, und es entwickeln sich bei den überlebenden, der wiederholten Brandschädigung schließlich angepaßten Baumarten ein kurzwüchsiger, an unsere heimischen Pflaumenbäume erinnernder Charakter. Durch die ganze Kolonie läuft ungefähr von Norden nach Süden das Togogebirge — geologisch der Überrest eines in ferner Vergangenheit viel bedeutenderen Gebirgszuges. Ein besonders auffallender Zug im landschaftlichen Bilde sind die sogenannten Inselberge, vereinzelte Massive, die aus härterem Gestein bestanden als ihre Umgebung, und daher der Verwitterung standgehalten haben. An den größeren Inselbergen und an dem den Seewinden zugekehrten Abhang des Togogebirges finden sich auch noch Reste vom alten tropischen Hochwald. Die Eingeborenen betreiben in ganz Afrika ihren Ackerbau in der Weise, daß sie den Wald oder Busch roden und brennen und auf dem „geklärten" Boden einige Jahre lang ihre Pflanzungen anlegen. Sobald sich die Nährstoffe erschöpfen, machen sie es an einer andern Stelle ebenso. Auf diese Weise sind im Laufe der Jahrtausende Millionen und Abermillionen von Quadratkilometer Flächen Urwaldes vernichtet und durch Baum- oder Buschsavannen ersetzt worden. Man vermutet, daß auch in Westafrika das Klima in einer nicht sehr entfernten Vergangenheit feuchter war, und daß die aus jener Zeit stammenden Urwälder sich zwar durch die Wasserauffspeicherung, die sie selbst in sich zuwege brachten, erhielten, nach ihrer Vernichtung durch die Menschen aber sich nicht wieder erneuern konnten, sondern dürftigeren Vegetationsformen Platz machten.

Abbildung Seite 24

Togo hat verhältnismäßig früh seine erste Eisenbahn von Lome nach dem in nordwestlicher Richtung am Fuße des Togogebirges gelegenen Palime erhalten. Diese Linie mußte vor allen Dingen deshalb gebaut werden, weil sich das unmittelbar benachbarte englische Gebiet entlang der Küste keilförmig vor das deutsche Hinterland vorschiebt. Der Handel ging daher naturgemäß von dorther direkt auf die vorgelagerten englischen Hafenplätze über, anstatt nach dem deutschen Verschiffungs-

platz Lome abzubiegen. Um diesen Übelstand zu beseitigen und den von Norden herabkommenden Handel diesseits der englischen Grenze aufzufangen, baute man die der Grenze parallellaufende und nach Lome hinunterführende Palimebahn. Sie findet ihre Verlängerung in einer gut ausgebauten Fahrstraße, die über das Gebirge bis an den Grenzfluß gegen die Goldküstenkolonie, den Volta, führt. Durch die große Dernburgsche Eisenbahnvorlage von 1908 wurde das Anfangsstück einer wirklichen Hinterlandbahn von Lome bis Atakpame bewilligt. Ihren eigentlichen Zweck aber wird diese Linie erst erreichen, wenn sie die gutbevölkerten und zum Teil auch günstige Anbauverhältnisse aufweisenden mittleren und nördlicheren Teile der Kolonie erreicht. Auch abgesehen von der Eisenbahnfrage sind die Verkehrsverhältnisse in Togo bis tief ins Innere hinein besser eingerichtet als in unsern anderen Kolonien. Zum Teil ist es eine Folge der größeren Trockenheit des Klimas, die keinen so riesenhaften Waldwuchs und keine solche Fülle schwer überwindbarer Gewässer entstehen läßt, wie im Kameruner Küstengebiet; daneben aber hat auch in Togo die Kolonialverwaltung seit Jahrzehnten besonders gut gearbeitet. Früher gab es auch in Togo nur schmale, gewundene Negerpfade, die auf primitiven Stegen die Flüsse und Bachläufe überschritten. Jetzt durchziehen auf den Hauptverkehrsrouten schöne und guterhaltene Fahrwege das ganze Land. Allerdings herrscht auch in den meisten Teilen von Togo die Tsetsefliege, so daß der Fahrverkehr nur mit Automobilen oder mit Menschenkraft möglich ist. Die letztere Methode ist in Togo vielfach eingeführt, und es hat sich herausgestellt, daß mit Hilfe leichter, von Schwarzen gezogener und geschobener Lastwagen der Gütertransport dort, wo noch keine Eisenbahn existiert, der guten Straßen wegen billiger kommt und weniger Kräfte beansprucht, als der primitive urafrikanische Trägerverkehr. Togo ist, von den Handelsplätzen der Europäer abgesehen, ein Land der Eingeborenen und der Eingeborenenkultur. Es gibt wenig europäische Plantagen; dafür zeichnen sich die Neger durch Gelehrigkeit und Eifer in der Bodenbebauung aus.

Unter allen Landesprodukten sind die wichtigsten Mais und Baumwolle, und namentlich die Baumwollkultur verdient, daß wir ihr einige Worte besonders widmen. Die Baumwollstaude ist in Togo von alters heimisch, und die Faser wird von den Eingeborenen von jeher zu Gespinsten und Webereien verarbeitet. Die alte Baumwollindustrie der Neger ging aber in Togo, wie fast überall in Afrika, vor dem Eindringen der billigen europäischen Kattune zugrunde, und es ist jetzt in Togo wie in Kamerun schwer, gute einheimische Gewebe früherer Art zu bekommen. In der Tat ist es ja für den Einfuhrhandel der Europäer besser, wenn die Neger ihren Bedarf an Stoffen importieren, statt ihn selbst herzustellen. Noch notwendiger ist es, daß Deutschland sich von der Zwangsherrschaft der Vereinigten Staaten von Nordamerika auf dem Baumwollmarkt befreit und so viel Rohbaumwolle wie möglich in seinen eigenen Kolonien erzeugt. Schon seit längeren Jahren wirkt daher eine besondere Vereinigung, das „Kolonialwirtschaftliche Komitee" in Berlin, im Verein mit den deutschen Baumwollspinnereien und Webereien dahin, die Baumwollkultur in den Kolonien zu heben. Dort, wo reiche, fruchtbare Schwemmlandböden vorhanden sind, wie in manchen Stellen in Ostafrika, kann man Großkulturen von Baumwolle in europäischem Betrieb anlegen, mit Dampfpflügen und allen technischen Hilfsmitteln der Neuzeit. Togo aber hat meistens ziemlich arme Böden; hier kommt es daher darauf an, den An-

Abbildung Seite 25 oben

bau der Eingeborenen, eben die sogenannte Volkskultur, zu entwickeln, weil der Neger mit seiner eigenen Arbeitskraft im kleinen dort noch vorteilhaft produziert, wo der europäische Pflanzer mit seinen viel bedeutenderen Unkosten nicht mehr weiter kommt. Beim Schwarzen arbeitet die ganze Familie mit, d. h. in der Regel arbeiten meistens die Weiber; die Herren der Schöpfung sind mehr dafür, daß ihre tägliche Beschäftigung nicht allzusehr in Arbeit ausartet. Alle Negerkultur in Afrika leidet aber an einem großen Mangel, den wir schon in Kamerun kennen lernen: Afrika kennt noch nicht den Pflug und die Verwendung von Zugtieren zum Pflügen, sondern die Bearbeitung des Bodens geschieht ausschließlich durch Menschenhand mit der Hacke, eben wegen der Tsetse. Die Folgen des Mangels an Haustieren sind aber für die Negerkultur ungünstig. Wenn man die Abneigung der Männer unter den Negern gegen regelmäßige körperliche Arbeit mit in Betracht zieht, so kann eine Negerfamilie mit der Hacke durchschnittlich zwei Morgen Land kultivieren. Davon braucht sie einen Morgen für ihren eigenen Bedarf; der Rest bleibt für andere Kulturgewächse, z. B. Baumwolle, übrig. Wenn aber der Neger einen europäischen Pflug samt Zugtier bekommt und pflügen lernt, so kann er mit Leichtigkeit statt eines Morgens einen bis anderthalb Hektar Land mit Baumwolle bestellen. Man hat daher in Togo etwa hundert Kilometer landeinwärts von Lome, wo ein Landstrich von der gefährlichen Tsetsefliege frei ist, eine Baumwollschule für die Schwarzen angelegt. Es gibt im Innern von Togo auch noch andere Gegenden, die frei von der Tsetse sind: überall dort kann die Pflugkultur eingeführt werden, sobald die Neger mit diesem Werkzeug Bescheid wissen. Außerdem aber hofft man mit der Zeit, durch eine besondere Art Impfung, auch mit der Tsetsekrankheit fertig zu werden.

Andere wichtige Kulturen sind die Kokospalme und die Ölpalme. In der Nähe von Lome hat man seit 1895 Kokospalmpflanzungen angelegt, um Kopra zu gewinnen. Unter Kopra versteht man die zerschnittenen und getrockneten Kerne der Kokosnüsse. Man macht daraus Kokosbutter (sogenanntes Palmin) und Öl, aber auch Lichte und Seife. Die Kokospalme gedeiht nur in der Nähe des Meeres; man sagt, daß sie den salzigen Seewind zum Leben braucht. Auch die Ölpalme hat stark ölhaltige Früchte, die aber nicht als Nüsse, sondern eher in der Form riesiger, mehr als menschenkopfgroßer Erdbeeren, die aus lauter Einzelfrüchten zusammengesetzt sind, oben am Stamm, dicht unterhalb der Krone, wachsen.

Abbildung Seite 76 unten

Am besten bevölkert und wirtschaftlich für die Zukunft am aussichtsreichsten sind Mittel- und Nord-Togo; wirtschaftlich aber am meisten vorgeschritten ist der Süden. In der Nähe von Bassari, im Verwaltungsbezirk von Sokodé, der von Kennern für das beste Stück von Togo gehalten wird, liegen die großen Eisenerzlager von Banjeli. Die Eingeborenen betreiben dort primitive Eisenschmelzen. Sie bauen richtige kleine Hochöfen und schmelzen das Eisen mit Hilfe von Holzkohlen und einem Gebläse aus. Das Produkt ist noch sehr unrein und muß durch langdauerndes Hämmern verbessert werden. Es kommt dann in rohen Klumpen auf den Markt, wo es die Schmiede zur Anfertigung von Hacken und andern Werkzeugen kaufen. Eisengewinnung und Eisenindustrie sind in Innerafrika uralt. Die Lager von Banjeli sind sehr bedeutend und das Erz ist gut, aber zur Ausbeutung für die deutsche Industrie müßte nicht nur die Hinterlandbahn bis nach Banjeli verlängert, sondern es müßten auch die Landungsverhältnisse in Lome bedeutend verbessert werden, und das ist eine sehr

Abbildung Seite 28

schwierige Aufgabe. Ein Massenprodukt wie Eisenerz kann auf so große Entfernungen hin, wie von der Westküste von Afrika, nur verhältnismäßig ganz billige Spesen tragen; die Methode aber, Erz gleich Baumwollballen, Ölfasern oder anderen Gütern von höherem Wert mit Booten von der Landungsbrücke zum Dampfer zu schaffen, ist viel zu teuer. Man müßte einen Weg finden, ganze Wagenladungen direkt von der Brücke längsseit des Schiffes zu bringen und in den Laderaum zu schütten.

Togo hat von Anfang an den Ruf des Musterkindes unter unsern Kolonien gehabt, weil es sehr früh dazu gelangte, seine Ausgaben mit seinen eigenen Einnahmen zu decken, weil seine Entwicklung stetig und ohne merkliche Rückschläge vorgegangen ist, und weil seine Verwaltung ohne Zweifel stets in ausgezeichneter Weise geordnet gewesen ist. Man hat scherzhaft gesagt, der gute Stand Togos komme daher, daß es den geringsten Prozentsatz von Juristen in seiner Verwaltung hat. Es ist allerdings eigentümlich, daß sich entgegen der in den übrigen Kolonien geübten Praxis unter den höheren Verwaltungsbeamten in Togo jederzeit viele Persönlichkeiten befanden, die ursprünglich aus ganz anderen, teils wissenschaftlichen, teils praktischen Laufbahnen stammten. Auch die außergewöhnliche Stetigkeit des Beamtentums in Togo verdient bemerkt zu werden. Trotzdem dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß Togo zu klein und trotz eines nicht schlechten Durchschnitts an Bevölkerung doch auch zu wenig von der Natur bevorzugt ist, um jemals einen wirklich bedeutenden Aufschwung zu nehmen, so wie er nach Durchführung der großen Eisenbahnbauten und nach Verbesserung der Verwaltung bei Kamerun, namentlich aber bei Ostafrika und was die Besiedlung angeht, auch bei Südwestafrika erwartet werden kann. Es ist daher zu verstehen, wenn gelegentlich der Gedanke auftauchte, Togo an eine fremde Kolonialmacht abzutreten und dadurch an anderer Stelle eine bessere Abrundung unseres afrikanischen Besitzes zu erzielen.

Südwestafrika

Unter allen deutschen Kolonien ist es bei Südwestafrika für den, der nie ein Land von ähnlicher Beschaffenheit gesehen hat, am schwierigsten, sich einen richtigen Begriff von der äußeren Natur zu machen. Wenn wir an ein tropisches Land denken, z. B. an Kamerun oder an Ostafrika, so können wir uns die dortigen Verhältnisse vorstellen, sobald wir unsere heimischen Anschauungen von Vegetationsfülle, Wasserreichtum, Klima usw. steigern, bis das Bild der tropischen Wirklichkeit erreicht ist. An die Stelle unseres heimischen Waldes setzen wir den Urwald mit sechzig Meter hohen Bäumen: er ist um vieles gewaltiger, aber er ist auch ein Wald. Statt an unsere Gärten und Obstbäume denken wir an Kokospalmen und Kakaoplantagen; statt unserer Wiesen an Hochebenen, die mit vier ja fünf Meter hohem Elefantengras bedeckt sind, und statt unserer Gewitter vergegenwärtigen wir uns den wilden Tornadosturm der Äquatorialgebiete. Alles ist ins Kolossale vergrößert, aber es führen doch leicht vorstellbare Übergänge von den Bildern unserer Erfahrung zu der Natur jener feuchtheißen, üppigen Tropenländer. Auch die Palmen, Baumfarren und tropischen Blumen haben wir von Kindheit auf in den Gewächshäusern gesehen; tropische Kolonialprodukte brauchen wir alle Tage zur Nahrung und Kleidung; dazu haben die Reiseschilderungen der großen Afri-

kaner, wie Wißmann, Schweinfurth, Stanley u. a., unsere Vorstellungskraft von Kindheit auf genährt. Wer dagegen von Südafrika sich ein Bild machen will, der kann gar keinen Vergleich aus der Heimat brauchen; er muß versuchen, sich ganz neue Vorstellungen aus dem Bilde der südafrikanischen Naturelemente aufzubauen.

Südafrika nennt man die Länder zwischen dem Kap der guten Hoffnung und dem Sambesi. Davon macht unsere deutsche Kolonie etwas mehr als den vierten Teil aus. Das übrige gehört den Engländern und Portugiesen. Fast alle Teile Südafrikas sind wasserarme Länder. Mit dieser Wasserarmut hängt zusammen, was uns dort fremdartig erscheint. Sie rührt zunächst von der geringen Menge der Niederschläge her, außerdem aber auch von der ungleichmäßigen Verteilung des Regens auf die Jahreszeiten. Im Westen Südafrikas zieht die kalte Südpolarströmung unmittelbar an der Küste nach Norden, und die vom kalten Wasser auf das erhitzte Land wehende Luft vermag dort ihre Feuchtigkeit nicht zu Regen zu verdichten. Auf diese Weise entsteht eine 50 bis 100 Kilometer breite Wüste, die Namib, die das ganze Gestade von Südwestafrika begleitet; vom Oranjefluß im Süden bis zum Kunene im Norden. Die Namib ist nahezu regenlos. Sie ist in ihrem südlichen Teil mit Massen von Flugsanddünen erfüllt, die dadurch entstehen, daß die Meeresbrandung den feinzerriebenen Sand jahraus jahrein ans Ufer wirft und darnach der fast ständig herrschende Süd- oder Südwestwind die Sandmassen, nachdem er sie zur Ebbezeit ausgetrocknet hat, landeinwärts entführt. So entstehen z. B. die gewaltigen Sanddünen südlich von Swakopmund. Sie erreichen eine Höhe von 50 bis 70 Meter, ja in Einzelfällen noch größere Dimensionen. Diese Dünenregion der Namib ist eine der unzugänglichsten Gegenden der Erde. Außerhalb der Dünengebiete bildet die Namib eine große Ansammlung von Steinschutt, in dem die vorhandenen Berge und Gebirge zum größten Teil so tief begraben sind, daß nur ihre Gipfel noch daraus emporragen. Da in der Wüste kein Regen fällt und kein Wasser fließt, so können die Produkte der Verwitterung aus den Gebirgen der Namib nicht wie in anderen Ländern bis ins Meer fortgeführt werden, sondern sie häufen sich Jahrtausend um Jahrtausend an den Flanken der Berge selbst empor und bilden schließlich einen Schuttmantel, der die ganze ursprüngliche Gestalt des Landes unter sich begräbt.

Abbildung Seite 32 und 33

Abbildung Seite 35

Ähnlich wie an der deutschen Westküste Südafrikas die kalte Meeresströmung, wirkt auf der englischen Ostseite die hohe Gebirgskette der Drakensberge. Sie zwingt die vom Indischen Ozean herkommende Feuchtigkeit, bis hoch in die kalte Luftregion emporzusteigen, und dort verdichtet sie sich größtenteils zu Regen, bevor sie das Gebirge überschritten hat. Auf diese Weise hat der schmale Küstenstreifen zwischen den Drakensbergen und dem Ozean zwar reichlichen Regen, aber die im sogenannten „Regenschatten" des Gebirges liegenden Landschaften, das Kapland, der frühere Oranjefreistaat und ein Teil von Transvaal, die Kalaharisteppe und schließlich auch Deutsch-Südwestafrika, bleiben regenarm und trocken. Nur ein kleiner Teil der Luftfeuchtigkeit, die der Monsunwind vom Indischen Ozean heranbringt, gelangt über die Drakensberge und wird vom Ostwind über die Kalahari bis nach unserer Kolonie hin getragen. Zu wirklichem Regen kommt es aber in Südwestafrika nur während weniger Monate im Jahr, etwa vom Dezember bis zum März, höchstens noch bis in den April hinein. Diese Zeit etwa, also die Monate von Weihnachten bis Ostern, bildet die sogenannte Regenzeit, und sie ist zugleich die heiße Jahreszeit. Man muß sich aber nicht vorstellen, daß

es in Südwestafrika während dieser Regenzeit ähnlich wie in den Tropen fortgesetzt regnet; die einzelnen Regengüsse, die fast immer als Gewitterregen auftreten, sind vielmehr oft durch wochenlange regenlose Zwischenräume von einander getrennt. Im Süden der Kolonie ist der Regen am spärlichsten. Dort gibt es Jahre, in denen fast gar kein Regen fällt, und auch wenn die Regenzeit günstig ist, so macht die Summe der Niederschläge dort nur 50 — 100 Millimeter im Jahr aus. Die mittleren Landesteile, z. B. Windhuk, erhalten 300 — 400 Millimeter jährlich, also an sich nicht weniger, als manche Länder Südeuropas. Der Norden, Grootfontein und das Amboland, hat 500 — 700 Millimeter, scheinbar ebensoviel wie Norddeutschland, aber die ganze Regenmenge ist auf wenige Monate im Jahre

zusammengedrängt, und das gestaltet alle Verhältnisse in Wirklichkeit doch wiederum anders, als bei uns. Das trockene Klima Südwestafrikas bedingt auch die Art der wirtschaftlichen Ausnutzung dieser Kolonie. Es ist unmöglich, Ackerbau nach unseren Begriffen zu treiben, denn wie sollten unsere europäischen Getreidearten in freier Aussaat in einem Lande fortkommen, wo es gewöhnlich neun Monate hintereinander nicht regnet? Der Bodenbau in Südwestafrika ist nach deutschem Maßstab gemessen meist nur Gartenkultur auf beschränkter Fläche und mit Hilfe künstlicher Bewässerung. Nur in den Tälern, wo in der Regenzeit vorübergehende Flußläufe sich bilden, wird etwas lockere und recht fruchtbare Erde zusammengeschwemmt, aber die Flüsse laufen nur wenige Wochen, oft nur einige Tage im Jahr oberirdisch, und manchmal kommt ein Rivier — das ist der in ganz Südwestafrika übliche aus der Burensprache kommende Ausdruck für solch einen periodischen, meist nur von wasserhaltigen Sandmassen erfüllten Flußlauf — im ganzen

Abbildung Seite 36

Abbildung Seite 42 unten

Jahre überhaupt nicht ab. Quellen sind in Südwestafrika außerordentlich selten, und so muß denn die Bewässerung des Bodens, wenn der Farmer es mit dem Gartenbau versuchen will, auf künstlichem Wege aus Brunnen oder Stauweihern erfolgen, in denen Wasser von der Regenzeit her aufgesammelt ist.

Abbildung Seite 41 unten

Im großen und ganzen bietet die Durchwanderung der ganzen Kolonie vom Oranjefluß im Süden bis zum Kunene und Okavango im Norden, von den Grenzen der Namib im Westen bis zur großen Kalahariſteppe im Osten, bei aller Verschiedenheit, die Vegetation und Geländeformen im einzelnen zeigen, doch stets das Bild eines subtropischen Steppen- und Weidelandes, dem seine wirtschaftliche Bestimmung durch die Natur selbst als die eines Viehzuchtlandes vorgezeichnet ist. So klar das ist, so wenig darf man sich freilich unter südafrikanischer Viehwirtschaft einen ähnlichen intensiven Betrieb vorstellen, wie unter Viehzucht in Deutschland. Unsere heimische Viehzucht beruht, abgesehen von der Notwendigkeit, das Vieh aus klimatischen Gründen während des Winters im Stalle zu behalten, auf dem starken Anbau von Futtergewächsen neben der natürlichen Weidenutzung. Unsere Wiesen werden durch Berieselung und andere Mittel der Kultivierung auf den höchstmöglichen Stand des Ertrages gebracht; neben dem Heu, das sie liefern, gelangt auch noch vielerlei Kraftfutter zur Verwendung, um hohes Schlachtgewicht und reichliche Milchergiebigkeit zu erzielen, und neben der Fleischproduktion sind auch unsere Molkereiwirtschaften zum Teil Großbetriebe erster Ordnung. Von alledem gibt es in Südwestafrika nur sehr wenig. Die südafrikanische Viehwirtschaft ist nicht intensiv, sondern extensiv, d. h. sie bedarf großer Weideflächen, die sie in ihrem natürlichen Zustand ausnutzt. Von besonderer Verwertung der Milchprodukte kann nur in nächster Nähe der größeren Wohnplätze die Rede sein, und auch dem Anbau von Futterreserven für besondere Notfälle oder zur Fettmachung des Viehs sind durch die natürlichen Verhältnisse enge Grenzen gezogen. Das Weidefeld in Südwestafrika darf man sich auch in keiner Weise ähnlich vorstellen, wie die deutsche Wiese oder Gebirgsweide. Schon der äußere Anblick ist ein vollkommen verschiedener. Das Gras bildet keinen Rasenteppich, wie bei uns, sondern aus jedem Wurzelstock schießt nur ein einziges Grasbüschel in die Höhe, und dazwischen bleibt der Boden nackt. Ebenso weit von einander stehen auch die sogenannten Futterbüsche. Hierdurch verringert sich die Menge des auf einer bestimmten Bodenfläche vorhandenen Grases sehr bedeutend gegenüber dem Quantum, das vorhanden sein könnte, wenn ein wirklicher Rasen zur Ausbreitung gelangte, und selbst in den grasreichen Gebieten des Innern darf der Farmer nicht das ganze „Feld", wie man in Südafrika von der Weide sagt, durch seine Herden von einer Regenzeit bis zum voraussichtlichen Eintritt der nächsten abweiden lassen, denn es kann auch vorkommen, daß der erwartete Regen ausbleibt oder so spärlich fällt, daß das Weidefeld sich nicht hinreichend erneuern kann. Namentlich im Süden unseres Schutzgebietes kommen solche Perioden der Dürre ziemlich häufig vor. Da nun die Tiere in Südafrika außerdem das ganze Jahr hindurch im Freien fressen, so sind sehr große Weideflächen zu ihrem Unterhalt erforderlich. Man rechnet in Südwestafrika auf ein Stück Großvieh 10 bis 20 Hektar Weidefläche! Daraus ergibt sich, daß eine Farm von 1000 Hektar Umfang nicht mehr als einige hundert Rinder und einige tausend Stück Kleinvieh mit Sicherheit zu ernähren imstande ist. 5000 bis 10000 Hektar bilden denn auch in dem größten Teil unserer Kolonie den Normalbesitz des Farmers. Von kolonialfeindlicher Seite ist daher gesagt worden, die ganze

Abbildung Seite 39, 40 unten, 42 oben, 44 oben

Abbildung Seite 42 oben

Kolonie Südwestafrika sei für Deutschland nichts wert, weil in ihr überhaupt nur einige tausend Farmer angesiedelt werden können. Diese Behauptung hält aber näherer Prüfung nicht stand. Von den mehr als 800000 Quadratkilometern, die das Land umfaßt, sind etwa 500000 als Weideland brauchbar. Diese Fläche entspricht einer Summe von 50 Millionen Hektar oder 5000 Farmeinheiten. Für 5000 Farmer also, sagen die Gegner unserer Kolonialpolitik, hat man die ungeheuren Aufwendungen der letzten Jahre gemacht! Das klingt freilich wie ein triftiger Einwand. Man muß aber nicht die Zahl der südwestafrikanischen Wirtschaften, sondern ihre materielle Bedeutung für den überseeischen deutschen Absatzmarkt in Rechnung stellen. Jede Farmwirtschaft braucht Jahr um Jahr für mehrere tausend Mark Bedarfsartikel aus Europa. Zunächst ist schon ein großer Teil der Materialien für den Hausbau zu importieren. Die südafrikanischen Bäume sind als Bau- und Tischlerholz nur sehr mangelhaft brauchbar; Dachbalken, fertige Fenster und Türen, Latten, Bretter und das übliche Wellblech zur Bedachung müssen also eingeführt werden, ebenso alle Möbel, Kleidungsstücke und Werkzeuge, die der Farmer mit seiner Familie braucht. Außerdem muß die Farm aber auch einen oder mehrere Brunnen und Bewässerungsanlagen haben: Windmotore, Pumpen, Leitungsrohre usw.

Je mehr die wirtschaftliche Entwicklung Südwestafrikas forschreitet, desto mehr muß natürlich auch die außerhalb der Farmbetriebe lebende Bevölkerung zunehmen. Schon heute, wo noch nicht entfernt das ganze Land besiedelt ist, haben die größeren Plätze, Windhuk, Swakopmund, Lüderitzbucht 1500 bis 2000 weiße Einwohner. Größere Städte nach europäischen Begriffen entwickeln sich in einem reinen Farmlande allerdings nicht; das zeigt auch das Beispiel des englischen Südafrika. Ebendortselbst sehen wir aber, von wie großer Bedeutung das Auffinden mineralischer Bodenschätze für ein Land werden kann. In Südwestafrika gibt es vorläufig nur die Diamantfelder von Lüderitzbucht und die Kupferminenbetriebe von Tsumeb-Otavi; sollten aber einmal, was durchaus nicht ausgeschlossen ist, größere Vorkommen von wertvollen Mineralien entdeckt werden, so würde auch wie in Transvaal eine viel stärkere Entwicklung einsetzen. Als man die Goldfelder von Johannesburg fand, waren fünfzig Jahre, und als die große Diamantmine von Pretoria entdeckt wurde, waren sechzig Jahre seit der Besetzung des Landes durch weiße Einwanderer verflossen. Sobald es größere Minen gibt, gehen natürlich auch die Bevölkerungsziffern und die Handelswerte unabhängig vom Ertrage der Farmwirtschaft in die Höhe. Schon heute beträgt die Gesamteinfuhr nach Südwestafrika über dreißig Millionen Mark, und selbst ohne daß außerordentliche Entdeckungen gemacht werden, kann sie sich im Laufe des nächsten Jahrzehnts leicht verdoppeln. Man sieht also, welche Bedeutung unsere Kolonien als Absatzmarkt für die heimische Industrie zu bekommen anfangen. Eine Bevölkerung von einigen hunderttausend Weißen wird Südafrika, sobald es sich voll entwickelt hat, auf jeden Fall zu erhalten imstande sein.

Abbildung Seite 31

Abbildung Seite 39

Neben der eigentlichen Farmwirtschaft gibt es in Südwestafrika auch sogenannte Kleinsiedlungen, auf denen sich die Ansiedler mit Gemüsebau, Wein- und Obstkulturen, Tabakkulturen und dergl. beschäftigen. Die Kleinsiedlungen liegen meist auf dem Schwemmland der Riviere. In ganz Südwestafrika versinkt ein Teil des Regenwassers sofort in dem verwitterten und zerklüfteten Boden; ein anderer verdunstet schnell wegen der Hitze und Trockenheit der Luft, und nur ein Rest

Abbildung Seite 36

sammelt sich in den zahllosen großen und kleinen Trockenbetten, die den größeren Teil des Landes wie ein dichtes Geäder durchziehen. Hier sind Massen von Sand und Geröll zusammengeschwemmt, die für gewöhnlich das Bett des Riviers allein ausfüllen. In den breiteren Tälern ist oft zu beiden Seiten der hellen Kies- und Sandmassen ein Streifen von dunklerem, sehr fruchtbarem Alluvium abgelagert, das die feineren erdigen Niederschläge aus dem während der Regenzeit fließenden Wasser enthält. Das ist der Boden für die Kleinsiedler.

Wenn nun nach heftigem Regen das von den Bergen und Hängen ablaufende Wasser in die Riviere stürzt, so saugen sich zunächst der Sandboden des Bettes und das Schwemmland zu beiden Seiten voll Feuchtigkeit, und nur bei großem Zustrom kommt das Rivier wirklich ab, d. h. ein zusammenhängender Wasserschwall strömt im Bett des Riviers nach Art eines wirklichen Flusses zu Tal. Dieses „Laufen" des Riviers kann bei großen Flüssen, wie z. B. dem Swakop oder dem Omaruruflusse, in ausgiebigen Regenzeiten mehrere Wochen dauern; für gewöhnlich hält es aber nur einige Tage, oft nur wenige Stunden an, oder es wiederholt sich mehrmals im Laufe derselben Regenzeit. Einen Fluß, der dauernd das ganze Jahr hindurch Wasser führte, gibt es in Deutsch-Südwestafrika

Abbildung Seite 43

überhaupt nicht, außer den drei Grenzflüssen. Der Sand und das Schwemmland der Riviere speichern dort, wo sie mächtig genug abgelagert sind, einen Teil des eingesogenen Wassers bis zur nächsten Regenzeit auf. Wenn man im Bett oder daneben einen Brunnen macht, so findet man Wasser oft schon wenige Fuß unter der Oberfläche; oft allerdings muß man tiefer gehen. An Stellen, wo das Flußbett durch das Zusammentreten der felsigen Ufer oder durch Klippen in der Mitte stark verengert ist, tritt das in der Tiefe zu Tal sickernde Wasser bis an die Oberfläche des Sandes empor, und es entstehen auf diese Weise ständig fließende Stellen, die manchmal nur einige Schritte, manchmal auch mehrere Kilometer weit laufen, bevor sie wieder im Sande verschwinden. In regenarmen Jahren kann aber überhaupt kein südwestafrikanisches Rivier als vollkommen sicherer Wasserlieferant gelten. Abgesehen davon ist der normale Wasserverbrauch bei künstlicher Irrigation der Kulturen in einem so trocknen Klima, wie Südwestafrika es hat, stets ein sehr großer. Man rechnet je nach Art der Pflanzungen auf den Quadratmeter Kulturland fünf bis zehn Liter Wasser im Laufe von 24 Stunden durchschnittlich. Daher und wegen der Kostspieligkeit der ersten Anlage einer solchen Bewässerung sind die Preise für die Gartenprodukte in Südwestafrika im Vergleich zu Europa sehr hoch. Ein Zentner Kartoffel kostet 8 bis 15 Mk., ein Pfund Weintrauben 50 bis 70 Pfg. Demgegenüber ist die wirtschaftliche Grundlage für einen Viehzuchtbetrieb entschieden der sichere Teil.

Südwestafrika hat in den letzten zehn Jahren größere Fortschritte gemacht, als irgendeine afrikanische Kolonie. Ich erinnere mich, wie ich 1903 mit dem winzigen im Lande vorhandenen Eisenbähnchen zwei Tage für die noch nicht 400 km lange Strecke von Swakopmund nach Windhuk brauchte. Während der Kriegsjahre fuhren die Züge sogar vier Tage, und dreimal mußte man in primitiven Hotels unterwegs übernachten. Der Zug schlich durch Busch und Steppe, und wenn irgendwo ein Volk Perlhühner zu sehen war, hielt der Maschinist an, und Zugpersonal und Passagiere knallten um die Wette. Der Aufenthalt auf den Stationen war endlos und zu essen gab es nur an den wenigsten Stellen etwas. Man hatte nicht nur seinen Proviant, sondern auch Kochgeschirr und Kaffee-

kessel mit sich. Hielt der Zug, so suchte der eingeborene Diener, in Südwest Bambuse genannt, schnell trockenes Gras und Feuerholz zusammen, holte Wasser und kochte neben den Schienen gemächlich den Kaffee für den Baas. Daneben standen die aufgeschnittenen Konservendosen mit Würstchen und Kohl am Feuer. Allerdings, die „Alten" wußten von noch ursprünglicheren Zeiten zu erzählen. Als ich Südwest kennen lernte, waren leere Bierflaschen und Konservendosen schon typisch für alle vielbenutzten Wege und Rastplätze. Damals aber, als die ersten deutschen Pioniere kamen, gaben die Hereros für ein leeres „Tin", aus dem der Weiße vielleicht eben sein gewärmtes Hammelragout gegessen hatte, noch einen ganzen lebenden Hammel. Das war auch die Zeit, wo man im „Hotel" mit dem Revolver in die aus Kistenbrettern zusammengenagelte Zimmerdecke schoß, wenn man eine neue Auflage Getränk bestellen wollte.

Von diesem längstvergangenen Wild-Südwest gab es kurz vor dem Kriege nichts mehr / die Zeit der Abenteuer war vorbei und die des wirtschaftlichen Aufbaues hatte begonnen. Als Ansiedlungskommissar, um einen Plan für die systematische Ansiedelung der Kolonie zu machen, hatte mich die Kolonialverwaltung auch hinausgeschickt. Wie einfach aber waren doch immer noch die Verhältnisse! Maultierkarren wie sie heute jeder Farmer und Kaufmann hat, waren selbst bei der Verwaltung ein märchenhafter Luxus. Das Truppenkommando besaß, glaube ich, eine, und mehr als ein Vierteldutzend werden zwischen Kunene und Oranje nicht existiert haben. Wer auf Dienstreisen ging, bekam sein Packpferd mit, und nur, wenn es sich um Wochen handelte, seine Ochsenkarre. Im Bezirk Omaruru gab es ganze vier Farmer und in Grootfontein außer den Buren vielleicht zehn oder zwölf. Als Vorsitzender der Entschädigungskommission hatte ich während des Aufstandes die Arbeit der Schadensfeststellung zu leiten, und wie klein, mit Ausnahme höchstens der seit einem Jahrzehnt besiedelten mittleren Landesteile, waren im ganzen doch die Verluste, wenn sie auch den einzelnen hart trafen! Heute lassen sich die Zustände mit jenen Zeiten gar nicht mehr vergleichen. Der eine Bezirk Omaruru hat beinahe soviel Farmen, wie damals im ganzen Lande in regelrechter Bewirtschaftung waren, und ganz Südwest zählt jetzt bald anderthalb Tausend Farmen. Es gibt jetzt an 200 000 Stück Großvieh und gegen eine Million Kleinvieh / und als ich nach dem Herero- und Hottentottenaufstand die Inventur der geretteten Bestände fertig hatte, da waren, abgesehen von den vielen Ochsen, die man für den Krieg von außerhalb eingeführt hatte, nur wenige Tausend Häupter den Farmern geblieben.

Abbildung Seite 40 und 44 oben

Heute „saust" man mit Schnellzügen durchs Land, morgens ab von Swakopmund, abends an in Windhuk. In Windhuk ist die „Gesellschaft" so groß geworden, daß sie in drei oder vier, nach schlechter deutscher Sitte gegeneinander abgeschlossene Kreise zerfällt. Damals kannte noch Jeder Jeden, und die eingeborenen Dienstboten erzählten, welch ein Aufsehen es bei Schwarz und Gelb gemacht hatte, als es zum ersten Male weiße Frauen und gar Kinder zu sehen gab. Wer heiraten wollte, konnte sich nur vom Missionar trauen lassen, der irgendwo weit entfernt wohnte; jetzt gibt es schon soviel Pastoren in Südwest, daß sie einen Superintendenten bekommen sollen.

Am stärksten verändert hat sich freilich das Leben der Eingeborenen. Von ihnen waren vor dem Kriege die Hereros der bedeutendste Stamm. Einige Tausend waren schon vor dem Aufstand durch die Arbeit der Rheinischen Mission zum

Abbildung Seite 44 unten

Abbildung Seite 37

Christentum bekehrt; jetzt hat die Mission weitere große Fortschritte gemacht. Durch den Aufstand wurde, so schätzt man, vielleicht die Hälfte des Hererovolks, 15000—20000 Menschen, vernichtet. Die alte glänzende Zeit des eigenen Viehreichtums und des Landbesitzes ist für die Hereros endgültig vorbei. Nicht mehr wie früher sieht man die sechsfüßigen Männer auf ihren Ochsen durch die Steppe reiten; auch die alte Tracht der Frauen, die dreizipflige Lederhaube, der Fellumhang und die mächtigen, viele Pfund schweren Eisendrahtspiralen um die Unterschenkel, gibt es nicht mehr. Die Männer und die Frauen tragen jetzt alle Kleidung nach europäischer Art. — Außer den Hereros lebt im Norden der Kolonie noch ein anderes schwarzes Volk, die Bergdamaras oder Klippkaffern. Diese sprechen merkwürdigerweise dieselbe Sprache wie die Hottentotten, stehen aber noch auf sehr niederer Kulturstufe. Sie sind gute Arbeiter. Früher waren sie Sklaven der Hereros, jetzt aber sind sie freie Leute.

Im nördlichen Hererolande liegt die schönste Gegend um den Waterberg herum. Der Waterberg ist ein steil aufragendes Plateau aus rotem Sandstein, dessen oberer Rand wie eine von Zinnen gekrönte Mauer fast senkrecht sich erhebt. Jenseits des Plateaus beginnt das Gebiet von Grootfontein oder der „Nordbezirk". Er trägt landschaftlich bereits einen anderen Charakter als das Hereroland und ist vor allen Dingen dadurch wichtig, daß er die großen Kupferlager von Tsumeb enthält. Die Mine von Tsumeb wird jetzt durch eine große Schachtanlage und ein Hüttenwerk ausgebeutet; sie liefert über 30000 Tonnen Erze jährlich. In der Umgegend von Tsumeb und Grootfontein zeigt uns auch das Auftreten von Laubwäldern und Palmen, daß wir uns allmählich dem tropischen Afrika nähern. Die Regenmenge im Grootfonteiner Bezirk ist bereits so groß, daß in günstigen Jahren Ackerbau, namentlich Maiskultur, auf Regenfall allein getrieben werden kann. Daher aber gibt es auf der andern Seite auch schon etwas Malaria. Den nördlichsten Teil von Südwestafrika nimmt das Amboland (meist fälschlich Ovamboland genannt) ein. Die Ovambos stehen vorläufig noch unter einer sehr losen deutschen Schutzherrschaft. Das halbtropische ungesunde Klima verbietet für deutsche Ansiedler die dauernde Niederlassung in diesem Gebiet, aber trotzdem ist das Volk für die südwestafrikanische Wirtschaft von großer Wichtigkeit, weil es ihr eine ziemliche Menge von Arbeitskräften liefert. Die Ovambos sind eine Art „Sachsengänger"; sie verlassen alljährlich in Mengen ihre Heimat, um vorübergehend Arbeit auf den Lüderitzbuchter Diamantfeldern, bei deutschen Farmern, bei dem Bergwerk von Tsumeb, bei der Eisenbahn oder bei der Regierung zu nehmen. Sie sind ein kräftiger schöner Menschenschlag und leben nicht, wie einst die Hereros, zum größeren Teil von der Viehzucht, sondern überwiegend vom Ackerbau, denn im Ambolande ist der Regenfall noch ausgiebiger, als in Grootfontein und erlaubt daher die regelmäßige Kultur von Hirse, Mais, Bohnen und dergl. Mitten durch das Amboland fließt der Kunene, der Grenzfluß zwischen dem deutschen und dem portugiesischen Kolonialgebiet. Etwa die Hälfte der Ovambos wohnt im portugiesischen Gebiet.

Ähnlich geartet wie das eigentliche Amboland ist auch die Gegend im äußersten Norden von Südwestafrika, am Okavangofluß. Der Okavango führt dauernd Wasser und durchfließt ein sehr fruchtbares Tal, aber die Gegend ist von allem Verkehr so entlegen, daß sie vorläufig für Ansiedlung und Wirtschaft weißer Einwanderer nicht in Betracht kommt. Die Eingeborenen am Okavango heißen Ova-

kwangaris; sie wohnen wie die Ovambos in palisadenumgebenen Dörfern und sind auch körperlich ein den Ovambos sehr nahe verwandter Menschenschlag. Den Süden der Kolonie nehmen das Bastard- und das Namaland ein. Der Osten mit dem Verwaltungs- und Wirtschaftszentrum Gobabis ist nach seinem landschaftlichen Charakter und nach den Voraussetzungen, die er für Farmbetrieb und Ansiedlung bietet, dem Hererolande sehr ähnlich, so daß wir davon absehen können, ihn näher zu schildern. Die Bastards, die unmittelbar südlich von Windhuk jenseits des Auasgebirges wohnen, sind wie bekannt ein Mischlingsvolk aus Buren und Hottentotten. Das zeigen sie sowohl in ihrem äußern Typus, als auch in ihrer Kultur. Sie wohnen nicht wie die Hereros und Hottentotten in sogenannten Pontoks, halbkugelförmigen Hütten aus Flechtwerk und Lehm, sondern in Häuschen, die nach europäischer Art aufgebaut, aber dabei höchst primitiv sind.

Abbildung Seite 44 unten

Durch das Bastardland führt der Weg in das einstige Gebiet der Hottentotten oder Namas. Alles was südlich von Rehoboth, dem Hauptort der Bastards, liegt, nennt man drüben einfach den „Süden". Die Hauptwasserader des Südens ist der zum Oranje hinabgehende Fischfluß, so genannt nach den Welsen, die zur Hochwasserzeit, wenn der ganze Fischfluß läuft, vom Oranje heraufkommen und sich auch nach dem Ende der Regenzeit in den zurückbleibenden Tümpeln und offenen Wasserstrecken halten. Im mittleren Fischflußgebiet liegt der Ort Gibeon, einst ein Hauptplatz der Witbooi-Hottentotten. Die alte Station oder Feste Gibeon wurde während des Aufstandes längere Zeit von den Hottentotten belagert. Im Gibeonbezirk wie im ganzen nördlichen Namalande existiert bereits bedeutende Wollschafzucht. Das südliche Namaland, der Bezirk von Keetmanshoop, ist das wasserärmste und ödeste Stück von Südwestafrika außer der eigentlichen Namib, aber es gibt auch dort manche Gegenden, die genügend Weide und Wasser haben und für die Viehzucht geeignet sind. Die Südgrenze unserer Kolonie gegen das benachbarte englische Kapland bildet der Oranjefluß, der das ganze Jahr hindurch Wasser führt, aber trotzdem wegen seiner Stromschnellen und wegen seines sehr steinigen Bettes für den Verkehr nicht brauchbar ist.

Abbildung Seite 38

Abbildung Seite 43 unten

Im ganzen nehmen die mehr oder weniger unwirtschaftlichen und wirtschaftlich wertlosen Stücke den erheblich kleineren Teil von Südwestafrika ein, und man kann sagen, daß unser südwestafrikanischer Besitz durchschnittlich mindestens ebenso nutzbar ist, wie die ursprüngliche Kapkolonie. Das Kapland führt Wolle, Mohair (das Haar der Angoraziege) und Straußenfedern für jährlich ungefähr hundert Millionen Mark aus. In Südwestafrika ist die zur Kleinviehzucht verfügbare Weidefläche fast ebenso groß wie im Kapland, und in den natürlichen Verhältnissen liegt nirgends ein Hinderungsgrund, daß sich unsere Ausfuhr mit der Zeit nicht ebenso hoch bringen lassen sollte. Daneben aber, und vielleicht in der Hauptsache, wird das Ziel der südwestafrikanischen Farmwirtschaft in dem Export von Fleisch, hauptsächlich geschlachtetem, und von Fleischextrakt und Fleischkonserven nach Europa liegen. Ebenso wie jetzt in London jährlich Millionen von australischen Hammeln in geschlachtetem und gefrorenem Zustande auf den Markt gelangen und den Fleischbedarf der weniger bemittelten Volksmassen zu einem billigen Preise befriedigen, so werden in Zukunft auch große Dampfer mit Gefrier- und Kühlraum südwestafrikanisches Fleisch in Hamburg landen.

Abbildung Seite 41 oben

In Südwestafrika beruht, wie in jedem kolonialen Neuland, die wirtschaftliche Entwickelung vor allen Dingen darauf, daß die Verkehrswege genügend ausge-

baut sind. In dieser Beziehung stehen die Dinge hier günstiger, als in irgendeiner anderen deutschen Kolonie. Ursprünglich war nur die wenig leistungsfähige Schmalspurbahn von Swakopmund nach Windhuk vorhanden, nicht ganz 400 Kilometer lang, dann kam die um 200 Kilometer längere, ebenfalls schmalspurige Otavibahn hinzu, die zu dem Zwecke gebaut wurde, um das Kupfererz aus den Minen von Tsumeb-Otavi nach Swakopmund zu bringen. Darüber hinaus leistet sie wertvolle Dienste für die Besiedlung und den wirtschaftlichen Gesamtfortschritt des ganzen von ihr durchzogenen Geländes. Die Südbahn von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop war eine Folge der traurigen Erfahrungen, die man während des Aufstandes mit den Schwierigkeiten und Kosten des Ochsenwagentransports durch die Namib machte. Darnach wurden die beiden inneren Endpunkte der von Swakopmund und Lüderitzbucht ausgehenden Linien, Windhuk und Keetmanshoop, durch die Nord-Südbahn verbunden. Gegenwärtig ist ein weiteres Eisenbahnprojekt, das sich nach dem Amboland richtet, in Vorbereitung. Nach Vollendung der Ambolandbahn bliebe nur noch übrig, das wirtschaftliche Zentrum des Ostbezirks, Gobabis, mit Windhuk zu verbinden. Sobald das geschehen ist, wird man sagen können, daß den farmwirtschaftlichen Bedürfnissen in bezug auf Eisenbahnen ungefähr gedient ist.

Abbildung Seite 38

Die schnellen Fortschritte, die Südwestafrika in den letzten Jahren gemacht hat, wären nicht möglich gewesen ohne die Entdeckung der Diamantfelder im Jahre 1908. Schon Lüderitz richtete seine Absicht, als er 1882 seine Faktoreien in Angra Pequena gründete und zwei Jahre später den Schutz des Reiches für seinen Besitz erwarb, auf bergbauliche Unternehmungen. Ja, er ließ sogar am Oranje nach Diamanten waschen. Auf den Gedanken, daß die gesuchten Schätze in unmittelbarer Nähe von Lüderitz' erster Niederlassung wenige Stunden landeinwärts in der Wüste in Menge vorhanden sein könnten, ist damals begreiflicherweise niemand gekommen. Unzählige Male sind Lüderitz selbst und seine Leute durch die Namib hinter Angra Pequena gezogen, ohne zu ahnen, welche Werte dort unter ihren Füßen lagen. Die Entdeckung der ersten Steine erfolgte im Mai 1908. Ein sogenannter Kapjunge, farbiger Arbeiter an der Eisenbahnstrecke von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop, namens Zacharias Lewela, fand einen kleinen, auffallend glänzenden und regelmäßigen Kristall von etwa 1/4 Karat Gewicht im Sande neben der Bahnlinie und brachte ihn dem Bahnmeister Stauch, der die Bedeutung des Fundes ahnte, sobald er erprobt hatte, daß der Stein hart genug war, um ein Uhrglas zu schneiden. Flüchtiges Absuchen der Umgegend förderte bald noch einige andere solcher Steine zutage, und nun begannen die Schürfungen. Anfangs lachte man darüber, daß Stauch in der Wüste nach Diamanten suchte, aber bald genug überzeugten sich die Lüderitzbuchter davon, daß wirklich welche in der Namib lagen, und nun verließen Tag für Tag Expeditionen den Ort und zogen nach allen Himmelsrichtungen landeinwärts. Diese ersten Unternehmungen waren mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Die Namib ist wegelos und entbehrt jedes natürlichen Hilfsmittels für den Unterhalt von Menschen oder Tieren. Um ein paar Menschen mit Proviant und Wasser für einige Tage vorwärts zu bringen, bedurfte es einer ganzen Expedition mit Lebensmitteln, Wasser und Futter für Menschen und Tiere. Jetzt durchziehen Feldbahngleise zum Wassertransport die Wüste im Hinterlande von Lüderitzbucht in verschiedenen Richtungen; auf den Abbaufeldern erheben sich solide Gebäude, die

Wege sind befahren und abgesteckt, und man kann in der ganzen Diamantenregion verhältnismäßig bequem leben. Ursprünglich war das alles ganz anders und mancher Schürfer ist während der ersten Monate in der furchtbaren Dünenwildnis, die sich nördlich und südlich von Lüderitzbucht ausdehnt, verirrt und verdurstet umgekommen, ohne daß man selbst nur seine Überreste gefunden hat.

Merkwürdigerweise finden sich die Lüderitzbuchter Diamanten nicht, wie die übrigen afrikanischen Steine in den Lagern der Kapkolonie und Transvaals, in dem gewöhnlichen Diamant-Muttergestein eingeschlossen, dem sogenannten Blaugrund, sondern sie liegen lose in dem Sand und feinen Kies, dem sogenannten Gravel, in der Namib, und zwar nur an bestimmten Stellen. Die südlichsten Vorkommen sind etwa zweihundert Kilometer nördlich vom Oranjefluß entdeckt, die nördlichsten ebensoweit südlich von Swakopmund, doch sind die Lager bei Lüderitzbucht selbst besonders ausgedehnt.

Die Betriebe zur Ausbeutung der Fundstellen, ursprünglich primitive Handanlagen, jetzt überwiegend mit Maschinenkraft arbeitend, beruhen alle darauf, daß der feine diamanthaltige Kies zunächst durch Absieben von dem reinen Flugsand und den groben Gesteinsbrocken befreit und der zurückbleibende diamanthaltige Gravel mit Wasser vermischt und in Sieben geschüttelt wird. Dadurch laufen die schweren Bestandteile des Gemischs, wozu auch die Diamanten gehören, in der Mitte des Siebes zusammen, und dies sogenannte Konzentrat kann dann mit dem Auge und der Pinzette auf die darin enthaltenen Diamanten untersucht werden. Die gegenwärtige Produktion auf den südwestafrikanischen Feldern beläuft sich auf 1 ½ Millionen Karat jährlich im Werte von über sechzig Millionen Mark. Fünf Karat machen ungefähr ein Gramm aus; 1 ½ Millionen Karat sind also 300000 Gramm oder 300 Kilo. Da von den Lüderitzbuchter Steinen im Durchschnitt vier bis fünf Stück auf ein Karat gehen, so werden im ganzen alljährlich etwa 7 Millionen Steinchen aus dem Sande der Namib geholt. Größere Steine über ein Karat sind selten, doch hat man auch schon einige im Gewicht von 20 bis 30 Karat gefunden. Durch die ziemlich hochbemessene Diamantensteuer und durch den eigenen Besitz des südwestafrikanischen Fiskus an Feldern beläuft sich die Einnahme, die der Verwaltung der Kolonie aus dem Reichtum zugute kommt, beinahe auf die Hälfte des Gesamtwertes der Jahresförderung.

Abbildung Seite 34

Ost-Afrika

Deutsch-Ost-Afrika ist nicht nur unsere wichtigste, sondern auch unsere größte Kolonie. Es ist nahezu eine Million Quadratkilometer groß, also beinahe doppelt so groß wie das Mutterland, und wenn auch seine auf 8—10 Millionen Köpfe geschätzte Bevölkerung im Vergleich zu der viel größeren Bevölkerungsdichte Deutschland nicht sehr zahlreich erscheint, so müssen wir hier nicht mit europäischem, sondern mit afrikanischem Maßstab rechnen. Innerhalb Afrikas steht auch der deutsche Anteil an Ost-Afrika nicht unter, sondern über dem Bevölkerungsdurchschnitt, und schon diese Tatsache wird uns darauf schließen lassen, daß in der weitgedehnten unter unserer Herrschaft stehenden Ländermasse zwischen den Gestaden des Indischen Ozeans und den Großen Seen sich zum mindesten einzelne wirtschaftlich in ausgesprochener Weise begünstigte Teile finden müssen.

Wer allerdings Ostafrika zum ersten Male und ohne Vorbereitung betritt,

wird in der Regel von dem Lande enttäuscht sein. Weder an der Küste noch im Innern findet er eine ähnliche scheinbare Üppigkeit und Fruchtbarkeit der Natur, wie z. B. in den imposanten Urwäldern Kameruns. Allerdings weiß der Kundige, daß derartige Waldmassen in den Tropen häufig auf einem für Kulturgewächse höherer Art wenig geeigneten Boden wachsen, aber der Eindruck ist zunächst doch der einer überquellenden tropischen Lebensfülle. Hiervon ist in Ostafrika fast nirgends die Rede. Weitaus zum größten Teile ist das Land eine Steppe. Auch dort, wo es nicht von Gräsern, sondern von Busch und Baumvegetation bedeckt ist, handelt es sich um Gewächse, die sich an ein mehr oder weniger ausgesprochenes Trockenklima angepaßt haben. Mit dieser Trockenheit des Klimas, die überhaupt für den größten Teil von Afrika charakteristisch ist, müssen im Prinzip alle für die wirtschaftliche Nutzbarmachung des Kontinents in Betracht kommenden Methoden und Pläne rechnen. Es gibt nur ganz wenige Stellen auf afrikanischem Boden, wo ein Übermaß von Feuchtigkeit existiert, aber es gibt unermeßliche Flächen, die unter der Armut an atmosphärischen Niederschlägen leiden. Dies gilt auch für Ostafrika.

Jede wirtschaftliche Betätigung des Menschen ist vor allen Dingen abhängig von der Beschaffenheit desjenigen Stückes der Erdoberfläche, auf dem sie vor sich gehen soll. Die beiden ursprünglichen Faktoren der Bodenbildung sind erstens der geologische oder erdgeschichtliche, zweitens der klimatische oder atmosphärische. Die Geologie Ostafrikas ist zwar noch nicht im einzelnen, aber doch in ihren Grundzügen so weit bekannt, daß sich ein übersichtliches Bild zeichnen läßt, und gerade auf ostafrikanischem Boden bestätigt es sich, daß ohne ein gewisses geologisches Verständnis auch keine richtigen Wirtschaftsziele aufgestellt werden können. Die wichtigste geologische Linie in Ostafrika wird durch den Verlauf der Abgrenzung des Vorlandes gegen das Hochland gebildet. Ihre Richtung geht nahezu von Nordosten nach Südwesten, und wahrscheinlich handelt es sich um eine große ursprüngliche Verwerfungslinie, die je weiter gegen Süden, desto tiefer in das Innere des Erdteils zurückweicht, so daß das Vorland im Norden nur einen ganz schmalen Streifen in unmittelbarer Nähe der Küste bildet, während im Süden die Entfernung vom Gestade des Meeres bis zum Aufstieg auf das Hochland sich bis zu rund fünfhundert Kilometern vergrößert. Das Vorland ist keineswegs eine Ebene, sondern es ist zum Teil stark hügelig gestaltet und hat eine durchschnittliche Erhebung von mehreren hundert Metern; an einzelnen Stellen ragen auch scharf charakterisierte sogenannte Inselberge und ganze Inselgebirgs-Landschaften aus ihm empor, die in geologischer Vorzeit vielleicht mit dem großen innern Hochlande zusammenhingen.

Über der weiten Vorlandsregion ragt das zentrale Hochland auf. Dieses bildet innerhalb Deutsch-Ostafrikas nur einen Teil des gewaltigen innerafrikanischen Hochlandes, das gerade auf deutschem Gebiet seine höchste Anschwellung, sozusagen sein „Dach" hat. Hier, ganz in der Nähe des Indischen Ozeans, liegt die Wasserscheide zwischen dem Njassasee, der zum System des Sambesi und durch diesen zum Indischen Ozean gehört, zwischen dem Tanganjikasee, der durch den Kongo dem Atlantischen Ozean tributär ist und dem Viktoriasee, der sein Wasser durch den Nil ins Mittelländische Meer entsendet.

Das innere Hochland von Ostafrika würde eine wellige unendlich monotone Landschaft von mächtiger Ausdehnung bilden, ein Bild, das es tatsächlich auf weite

Strecken hin gewährt, wenn es nicht durch mannigfaltige Verwerfungen, Bruchlinien und grabenförmige Einstürze größten Maßstabes gegliedert wäre.
Am günstigsten steht es mit der natürlichen Fruchtbarkeit Ostafrikas auf gut bewässerten Böden vulkanischer Herkunft. Auch in anderen Gebieten findet man, meist gleichfalls der Menge und Regelmäßigkeit der Niederschläge entsprechend, einzelne Striche und Parzellen, die ohne weiteres als von Natur fruchtbar bezeichnet werden können, und in einem Gesamtgebiet von so großer Ausdehnung wie Ostafrika, kommt natürlich auch bei starker Zerstreuung und mäßiger Einzelausdehnung solcher Bodenarten eine Menge brauchbares Land heraus. Im ganzen aber kann Ostafrika ebensowenig als fruchtbar bezeichnet werden, wie mit räum-

lich sehr geringen Ausnahmen der ganze übrige Kontinent. Man merkt das aus einer sehr bezeichnenden Tatsache, auf die wir auch schon in Westafrika stießen. Die Eingeborenen, die keine rationelle Düngung ihrer Felder kennen (nur ausnahmsweise kommt eine solche vor) pflegen jedesmal, wenn sie ein Stück Land in Kultur nehmen wollen, die vorhandene Baumvegetation niederzuschlagen, zu verbrennen und den Boden zwischen den Stümpfen zu bestellen. Die Wurzelstöcke vermodern in kurzer Zeit und bald erinnert nichts mehr daran, daß hier vorher Wald gestanden hatte. Trotz der einmaligen starken Aschendüngung und trotz der Jungfräulichkeit des Bodens ist aber solch ein Stück Land meist nur eine kurze Reihe von Jahren für Pflanzungen brauchbar: dann ist der Boden erschöpft, die Eingeborenen verlassen ihn und nehmen auf dieselbe Weise wie vorher ein neues Stück Land in Angriff. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch diese Art der Bodenbestellung gewaltige Strecken, ganze Landschaften, ja ein verhältnismäßig großer Teil des gesamten Ostafrika seines ursprünglichen Baumbestandes beraubt

worden ist, denn man muß sich vorstellen, daß jenes geschilderte System Jahrtausende hindurch geübt worden ist. Ein großer Teil Ostafrikas trägt trotzdem noch Wald, aber es ist sogenannter Trocken- oder, wie man in Ostafrika sagt, Miombowald. Er bedeckt in unendlicher Eintönigkeit, namentlich im Süden des Landes, so große Flächen, daß, wer hindurch muß, oft daran verzagt, überhaupt je das Ende einer solchen Landschaft zu erreichen. Die Bäume stehen licht, mitunter so licht, daß man zwischen ihnen hindurch eine Übersicht auf weitere Entfernung hat.

Abbildung Seite 66 unten

Die Haupteingangspforte von Deutsch-Ostafrika bildet die Bucht von Daressalam. Nördlich davon, nahe der Grenze von Britisch-Ostafrika, liegt Tanga, der Hafen für Usambara, den Kilimandscharo und das nördliche Hochland; südlich liegen Lindi und Kilwa, von denen der Verkehr nach dem Njassagebiet seinen Ausgang nimmt. Seit der Eisenbahnbau ins Innere begonnen hat, steigt die Bedeutung der Häfen an der ostafrikanischen Küste, während das vorgelagerte englische Sansibar, früher der beherrschende Handelsplatz für ganz Ostafrika, jetzt mehr und mehr von seiner Bedeutung verliert. Ohne Bahn nach dem Hinterlande ist nur noch der Süden. Von Daressalam geht die große ostafrikanische Zentralbahn aus, die Anfang 1914 die sogenannte Gegenküste, das zentralafrikanische Seengebiet, bei Kigoma am Tanganjikasee erreichte. Im Norden wird die Eisenbahn jetzt bis Aruscha am Fuße des Meru geführt. Ob und wann eine Südbahn von Kilwa aus gebaut wird, ist fraglich; der Njassa könnte auch durch eine Abzweigung von der Zentralbahn erreicht werden, die gleichzeitig die klimatisch begünstigte und für europäische Besiedlung sicher nutzbare Landschaft Uhehe aufschließen würde.

Abbildung Seite 59 und 60 unten

Der Bezirk von Tanga und das benachbarte Hochland von Usambara bilden das älteste Pflanzungsgebiet von Deutsch-Ostafrika. Hier hat sich zum erstenmal deutsches Kapital zur Anlage von Plantagen in eine deutsche überseeische Besitzung hinausgewagt. Freilich beherrschte damals vor fünfundzwanzig Jahren noch der Irrtum unsere öffentliche Meinung, als ob wir unsere Kolonien in erster Linie dazu hätten, um dort sogenannte Kolonialwaren zu produzieren. Daher glaubte man, auch in Deutsch-Ostafrika bei jenen ersten Unternehmungen sich vor allen Dingen auf Kaffeeplantagen und ähnliches legen zu müssen. Wie in Kamerun, so wurde auch in Usambara zu schnell vorgegangen. Die klimatischen und die Bodenverhältnisse wurden zu flüchtig untersucht, und es wurden keine systematischen Versuche zur Akklimatisierung der verschiedenen Pflanzen gemacht, bevor man mit Anlagen großen Stils begann. Dazu kam, daß in der ersten Zeit eine Menge schiffbrüchiger Existenzen aus Deutschland passende Unterkunft in den Kolonien zu finden glaubte, oder auch von ihren Angehörigen dahin abgeschoben wurde. So vereinigte sich mancherlei, um Mißerfolge in dem jungen Pflanzungsgebiet hervorzurufen. Das hat sich jedoch jetzt alles bedeutend gebessert.

Abbildung Seite 45

Wer als Pflanzer in Tanga oder Usambara anfangen will, darf nicht denken, daß dazu, wie in Brasilien und Kanada, zwei gesunde Arme, Arbeitsfreudigkeit und einige hundert Mark Geld für den Notfall genügen. Er muß von vornherein mit ziemlich großen Auslagen rechnen, und das mindeste Kapital, das jemand mitbringen muß, werden 10000 bis 12000 Mark sein. Damit werden die Arbeiter angeworben, um den Busch niederzuschlagen und Land für die Pflanzungen vorzubereiten, und von dem Zeitpunkte an, wo der erste Kautschukbaum, der erste Kaffeebaum, die ersten Agaven in den Boden gepflanzt sind, bis zur

ersten Ernte vergehen in jedem Fall mehrere Jahre, während welcher Zeit nicht nur die Arbeiter dauernd entlohnt, sondern auch der eigene Lebensunterhalt bestritten werden muß. Zu Anfang der neunziger Jahre begann man in Usambara mit dem Kaffeebau. Anfangs schien sich alles gut auszulassen, dann aber kam der Preissturz für den Kaffee auf dem Weltmarkt. Der Doppelzentner gewöhnlicher Kaffee kostete in Hamburg von 1887 – 1896 im Durchschnitt gegen 160 Mark, von 1897 – 1906 aber nur etwas über 70 Mark. Der Preis fiel also auf weniger als die Hälfte, und wenn man einzelne Jahre vergleicht, so ergeben sich noch größere Unterschiede: 1890 kostete der Kaffee in Hamburg über 175 Mark und 1903 kaum 57 Mark, also nicht einmal ein Drittel. Natürlich waren die ganzen Anlagekosten der Pflanzungen, die meist zu Anfang der neunziger Jahre entstanden, auf die damaligen hohen Weltmarktpreise kalkuliert. Dazu kamen dann die mangelhaften Erträge infolge ungünstiger Anlage und Bewirtschaftung, um das Sinken der Preise doppelt verderblich zu machen. Nachdem die wirtschaftlichen Fehler aus der Anlagezeit infolge der steigenden Erfahrung und der Auswahl eines tüchtigeren Verwaltungspersonals allmählich ausgeglichen worden sind, braucht man an der Zukunft des Kaffeebaus in Usambara, der vor einigen Jahren schon beinahe aufgegeben schien, nicht mehr durchaus zu verzweifeln.

Unterdessen haben wir auch Gelegenheit gehabt, das was unsere Nachbarn und Konkurrenten auf dem Gebiet der Kolonialwirtschaft, die Franzosen und noch mehr die Engländer, schon vor zwanzig Jahren wußten, und wonach sie ihr Vorgehen in den Kolonien einrichteten, auch selber zu erfahren: daß nämlich gar nicht die Kultur jener alten Kolonialwaren die eigentliche koloniale Rentabilität verspricht, sondern vielmehr die Erzeugung von Rohstoffprodukten für den Massenbedarf der europäischen Industrie: Faserpflanzen, Ölfrüchte und dergleichen mehr. In Ostafrika hat man sich daher jetzt mit sehr gutem Erfolge zunächst auf die Kultur eines wichtigen Fasergewächses, der Sisalagave, geworfen und bereitet für die Zukunft vor allen Dingen den Anbau der Baumwolle in größerem Maßstabe vor. Die Sisalagave stammt ursprünglich von der Halbinsel Yukatan in Mittelamerika und ist eine Steppenpflanze, die mit magerem Boden, mit Trockenheit und allen Unregelmäßigkeiten des Klimas vorlieb nimmt. Sie produziert unmittelbar über dem Erdboden einen mächtigen, kronenförmigen Busch von zwei Meter langen, dickfleischigen und mit spitzen Stacheln bewehrten schwertförmigen Blättern, die in ihrem Innern die eigentliche Faser enthalten. Durch Maschinen werden das dicke Fleisch und der Saft der Blätter von der Faser getrennt; die Faser wird dann gereinigt und getrocknet. Sie findet Verwendung zur Herstellung von Seilen und Schiffstauwerk. Da der Bedarf des Weltmarktes an sogenanntem Sisalhanf noch sehr groß ist und mit jedem Jahre steigt, die Kultur verhältnismäßig billig ist und die zur Verfügung stehenden Bodenflächen, man könnte sagen, beliebig groß sind, so steht dieser Produktion in Ostafrika noch eine große Entwicklung bevor. Neben den Sisalagaven wird die Kultur des Cereakautschukbaumes, der aus Brasilien stammt, eifrig betrieben.

Abbildung Seite 61 oben

Das Hochland von Usambara, das von allen Seiten von der tiefgelegenen Küstensteppe wie eine Insel vom Meere umgeben wird, ist fruchtbar und gesund, aber leider nicht groß. Der gesamte Umfang kommt dem des Harzes gleich, aber man muß bedenken, daß nicht der ganze Wald, der den Boden bedeckt, niedergeschlagen werden darf, um Land für Plantagen zu gewinnen, daß ferner auch die einge-

Abbildung Seite 45

borene Bevölkerung soviel Land behalten muß, wie sie es zu ihrem Unterhalt gebraucht, und daß die große Zerrissenheit des Geländes, viele steile Abhänge und Schluchten, es für Kulturzwecke nur zum Teil geeignet macht. Schon jetzt ist Usambara zum größten Teil von deutschen Ansiedlern besetzt. Der neue Zustrom von Einwanderern, die sich drüben eine neue Heimat, eine neue deutsche Erde, schaffen wollen, muß sich also weiter ins Innere hinein wenden. Die Küstensteppe ist zur dauernden Niederlassung für Deutsche wenig brauchbar. Nicht nur, daß der Boden vielfach unfruchtbar ist, auch das tropische Klima und die Fiebergefahr sind ungünstig. An günstiger Stelle mag es der Pflanzer einige Jahre aushalten und guten Verdienst von seiner Produktion haben, dann aber muß er entweder wieder zurück in die Heimat, oder, wenn er auf afrikanischem Boden bleiben will, hinauf auf das innere Hochland. Als nächstes Stück bietet sich das Gebiet um den Kilimandscharo dar, dem die allmählich bis zu mehr als 1000 Meter über dem Meere ansteigende Massaisteppe vorgelagert ist. Sie hat wenig Regen und ist auch sonst wasserarm, dabei aber ein gutes Weidegebiet. Der Charakter der Massaisteppe ist sehr ähnlich dem Südwestafrikas. Wunderbarer Graswuchs dehnt sich über viele Zehntausende von Quadratkilometern aus. Die Massaisteppe ist sehr wildreich; zahlreiche Antilopenarten, auch Löwen und Leoparden und anderes Raubzeug bevölkern sie. Die Massais selbst sind viehzüchtende Nomaden, die in ihrer Lebensweise, in der Leidenschaft zu ihren Rindern, große Ähnlichkeit mit den Hereros in Südwestafrika haben.

Abbildung Seite 47, 49, 50, 51

Mitten aus der Massaisteppe erhebt sich bis zu 6000 Metern die ungeheure Masse des Kilimandscharo. Der Kilimandscharo liegt hart an der deutsch-englischen Grenze. Sein Nordfuß reicht sogar noch etwas in das englische Gebiet hinein. Rings im weiten Umkreise ist das Land vulkanisch. Mächtige Aufschüttungskegel erfüllen es bis an den großen See, den Viktoria-Njansa; der größte unter ihnen nächst dem Kilimandscharo ist der drei Tage weiter nach Westen gelegene Meru. Er ist ziemlich genau so hoch wie der Montblanc, aber neben seinem gewaltigen Bruder sieht er verhältnismäßig niedrig aus. Das ganze Erhebungsgebiet des Kilimandscharo und Meru ist, natürlich mit Ausnahme der in die kalte Region hineinragenden Gipfel, fruchtbar, wasserreich und ein ausgezeichnetes Kulturgebiet. In der Steppe kann Weidewirtschaft getrieben werden und höher hinauf können neben den Plantagengewächsen, wie Kaffee, Kautschuk, Baumwolle und dergleichen, fast alle Nutzgewächse der gemäßigten Zone angebaut werden. Es gedeihen Mais, Weizen, Kartoffeln und die meisten deutschen Gemüse- und Obstsorten. Das Klima ist gesund und die Zahl der Ansiedler wächst von Jahr zu Jahr. Ebenso zukunftsreich sind auch die westwärts gelegenen Hochländer. Ein Waldgürtel umgibt den ganzen Kilimandscharo auf dem unteren Drittel seiner Höhe als ein ungeheurer dunkler grüner Kranz. Oberhalb bedeckt nur noch dichter, hoher Graswuchs den Boden, und durch die reine Luft leuchtet der Gipfel in wunderbarer Klarheit herüber. Nach Westen reichen die Steppen bis zu dem tiefen Einsturz, der sich in der Form eines gewaltigen, viele hundert Meter tiefen und auf der Sohle mehrere Tagereisen breiten Grabens durch ganz Ostafrika von Süden nach Norden hinzieht. Jenseits des Grabens hebt sich das Hochland noch höher, bis zu 1500, ja selbst bis zu 1800 Metern Meereshöhe, empor. Dort liegen viele fruchtbare und wasserreiche Landschaften, wo es dem deutschen Einwanderer der Zukunft möglich sein wird, einigermaßen nach heimisch gewohnter

Abbildung Seite 52

Abbildung Seite 55

Abbildung Seite 58 oben

Abbildung Seite 46 unten
Abbildung Seite 48 oben

Art als Landmann zu existieren: Turu, Iramba, weiter südlich Kondoa Irangi, und andere. Nicht nur Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch Erzreichtum ist hier vorhanden. Auf dem Iramba-Plateau ist ganz neuerdings ein Goldbergwerk in Betrieb genommen.

Mit dem Hochland von Iramba und Turu haben wir die höchsten Erhebungen des nördlichen Plateaus überschritten. Von hier geht es nun hinunter nach Nordwesten zum Gestade des Viktoria-Njansa. Diese mächtige Wasserfläche ist noch etwas größer als Bayern. Ihre südliche Hälfte gehört zu Deutsch-Ostafrika, die nördliche zum englischen Gebiet. Seit die Ugandaeisenbahn die britische Nachbarkolonie bis zum Gestade des Binnensees durchzieht, fahren auch Dampfer auf dem Viktoria-Njansa, die in zerlegtem Zustande mit der Bahn hinaufgeschafft und und an Ort und Stelle wieder zusammengesetzt worden sind. An seinem Nordwestende, wo die Ugandabahn ihn erreicht, läuft der See in eine langgezogene schmale Bucht aus. Dort liegt die englische Niederlassung Port Florence, wo man den Seedampfer zur Fahrt nach dem Süden besteigt. Der Viktoria-Njansa bietet überall das Bild einer wirklichen Meeresfläche dar. In mehrtägiger Fahrt erreicht der Dampfer rings um den See herum einen wichtigen Hafen auf deutschem Gebiet, Muansa, wo sich die Ausfuhr infolge der Ugandabahn und der Einrichtung eines regelmäßigen Dampferverkehrs in wenigen Jahren von 30000 auf 3 Millionen Mark pro Jahr gesteigert hat.

Die äußerste Nordwestecke unserer Kolonie wird durch die beiden mächtigen Hochlandschaften Urundi und Ruanda gebildet; beide zusammen stellen ein fruchtbares, kühles, weidereiches Hochplateau dar, das von Osten nach Westen von 1500 bis 2500 Meter durchschnittlicher Erhebung aufsteigt und dann plötzlich in das gewaltige, grabenartig eingesenkte Tal abstürzt, auf dessen Sohle der Tanganjika und der Kivusee mit dem sie verbindenden Flußlauf des Russissie liegen. Urundi, Ruanda und die fruchtbare, von dem in den Viktoriasee mündenden Kagerafluß durchströmte Landschaft Karagwe umfassen nach der neuesten Schätzung etwa die Hälfte der eingeborenen Bevölkerung von Deutsch-Ostafrika. Gleich den Sultanaten von Adamaua in Kamerun sind diese Landschaften noch nicht in die regelmäßige Verwaltung einbezogen, sondern bilden sogenannte Residenturen, in denen ein deutscher Offizier mit einer farbigen Truppenabteilung ohne besondere Verwaltungsaufgaben allein mit dem Auftrage sitzt, die allgemeinen Verhältnisse im Lande zu überwachen. Wegen der großen Zahl und kriegerischen Tüchtigkeit der Eingeborenen in den drei Sultanaten, die klimatisch durch ihre Höhenlage kaum mehr als zu den Tropen gehörig angesehen werden können und die daher ein wichtiges Zukunftsgebiet für die weiße Besiedlung im Innerafrika bilden, ist es vorläufig, um Konflikte mit den Stämmen zu vermeiden, ohne besondere Erlaubnis des Gouvernements von Ostafrika nicht gestattet, die Residenturen zu betreten. In Ruanda lebt als herrschende Kaste unter der Bantubevölkerung das hamitische Volk der Watussi, die wahrscheinlich die größten Menschen sind, die es auf der Erde gibt. Neigung zur Rinderzucht und Reichtum an wunderbar schönen großen Viehherden zeichnen die Ruandaleute aus. Es ist ein eigentümlicher Zufall, daß unmittelbar am Hochland von Ruanda, in den Klüften und Höhlen der Vulkane, die dort vom Boden des zentralafrikanischen Grabens aufsteigen, auch Angehörige der merkwürdigen, über ganz Innerafrika südlich der Sahara verbreiteten Zwergrasse hausen. Schweinfurt entdeckte die Zwerge zuerst in den Urwäldern am Bahr

el-Ghasal, dem größten linken Zufluß des oberen Nils, wo sie Akka genannt werden; Stanley fand sie darauf als Watwa in dem großen äquatorialen Kongowald, und seitdem sind aus den verschiedensten Gebieten des tropischen Afrikas zuverlässige Nachrichten über die Existenz eines solchen im dichten Urwald hausenden Pygmäengeschlechts gekommen. Die Bewohner von Urundi und Ruanda sind in politischer und kultureller Beziehung weit höher entwickelt als die Negerstämme. Der Oberhäuptling herrscht mit despotischer Unbeschränktheit. Ruanda und Urundi sollen jetzt durch eine von der Oststrecke der Zentralbahn abzweigende Linie mit den übrigen Teilen der Kolonie in Verbindung gebracht werden.

Von dem Hochland von Ruanda steigt man südwärts in den tiefen Einsturzgraben hinab, auf dessen Boden sich der Tanganjika ausbreitet. Der Tanganjika gehört zum Stromgebiet des Kongo. Bei hohem Wasserstande entsendet er einen Ausfluß, den Lukuga, gegen Westen. Dieser vereinigt sich nach einem Laufe von mehreren hundert Kilometern innerhalb der großen zentralafrikanischen Urwaldregion mit dem Kongo. Bei niedrigem Wasser hat der Tanganjika überhaupt keinen Ausfluß, was merkwürdig erscheint, da sich eine Anzahl stattlicher Zuflüsse in den See ergießt. Der größte von ihnen ist der aus dem Innern Ostafrikas kommende Mlagarassi, der so wasserreich und tief ist, daß er mit Fähren überschritten werden muß. Auch sein Lauf ist aber an zahlreichen Stellen durch Stromschnellen oder Katarakte unterbrochen. In der Nähe der Mlagarassimündung liegt auf dem deutschen Ufer des Tanganjikasees die alte und einst berühmte Araberstadt Udjidi. Vor dreißig und vierzig Jahren, als Stanley zum ersten Male Ost- und Zentralafrika vom Indischen zum Atlantischen Ozean durchquerte, bestand am Ufer des Tanganjika und bis tief in den Kongostaat hinein eine mächtige arabische Herrschaft, die auf Sklavenraub und Elfenbeinhandel gegründet war. Von jener Zeit her hat sich noch an vielen Plätzen Ostafrikas eine arabische Bevölkerung erhalten, die allmählich allerdings durch eine starke Beimischung von Negerblut degeneriert. Die Araber sind es auch bekanntlich gewesen, die der deutschen Herrschaft von Anfang an kräftigen Widerstand entgegengesetzt haben. Im Kampf mit den Arabern, die von Sansibar nach Ostafrika eingedrungen waren, ist die ostafrikanische Schutztruppe unter Hermann von Wißmanns Führung erwachsen. Wie in Kamerun besteht die Truppe auch in Ostafrika aus geworbenen einheimischen Söldnern, sogenannten Askaris, unter Führung deutscher Offiziere und Unteroffiziere. Im großen und ganzen haben sich die Askaris als ein brauchbares und zuverlässiges Material bewährt, das auch in den bisherigen Eingeborenen-Aufständen seine Pflicht getan hat.

An der Zentralbahn ist der wichtigste Platz zwischen dem Tanganjika und der Küste Tabora, ein wichtiger Straßenknotenpunkt. Hier betreten wir die große, von einer Million Eingeborenen bevölkerte Landschaft Unjamwesi, das Kernstück der ganzen Kolonie, wenn man den Sultanaten des Nordwestens absieht. Die Leute von Unjamwesi sind unter allen ostafrikanischen Negern am meisten zur Arbeit geneigt. Sie sind ein bewegliches und wanderlustiges Element, das ohne Schwierigkeit auch zur dauernden Niederlassung außerhalb der ursprünglichen Heimat gebracht werden kann. Die meisten Karawanenträger und Plantagenarbeiter in Ostafrika sind Wanjamwesi. Tabora, ihr Hauptplatz, war schon zur arabischen Zeit ein bedeutender Handelsmittelpunkt. Die von der stattlichen „Boma" beherrschte Stadt zählt auch heute noch, wo die von den Arabern zu-

sammengetriebenen Sklavenmassen lange verschwunden sind, 40 bis 50 000 Einwohner. Hier liegt der Gabelungspunkt der Zentralbahn und der projektierten Linien nach Ruanda und zum Viktoriasee. Auch Unjamwesi bietet das im Innern von Ostafrika vorherrschende Landschaftsbild: eine mit Gras und lichtem Baumwuchs erfüllte, von gerundeten Bergzügen durchzogene Steppe. Ein großer Teil der Steppe ist aber kulturfähiges Land und bedarf nur der arbeitenden Hand, um für den Baumwollenbau, für Mais, Kautschuk und Agaven nutzbar gemacht zu werden. Zwischen Tabora und Daressalam sind die wichtigsten Plätze Kilimatinde, das ungefähr im Zentrum der Kolonie liegt, Mpapua und Mrogoro, in der viehreichen, von dichtem Dornbusch erfüllten Landschaft Ugogo. Bei Mrogoro gelangen wir an den nördlichen Fuß des wiederum wie eine Insel von der Küstensteppe umgebenen Ulugurugebirges: ein wichtiges Pflanzungsgebiet. In nächster Nähe von Mrogoro liegen reiche Glimmerbrüche, wo das Glimmer- oder Marienglas in großen durchsichtigen Blöcken und Platten gewonnen wird. Wichtiger als dieser Reichtum des Gebirges ist aber die Fruchtbarkeit der Täler, in denen sich dank der hierher gelangten Eisenbahn eine vielversprechende Baumwollkultur zu entwickeln begonnen hat. Es ist von der größten Wichtigkeit für unsere gesamte deutsche Wirtschaft, daß wir in unsern Kolonien und speziell in Ostafrika weitgehende Hoffnungen auf die Baumwollkultur setzen dürfen. Deutschland verbraucht gegenwärtig für seine Baumwollindustrie 400 000 Tonnen Rohbaumwolle. Man rechnet im Baumwollhandel nach Ballen, von denen je vier auf eine Tonne gehen; ein Ballen Baumwolle wiegt also 250 Kilogramm. Bei der Vermehrung, in der unsere gesamte Industrietätigkeit begriffen ist, muß für das nächste Jahrzehnt mit einem voraussichtlichen Durchschnittsbedarf von zwei Millionen Ballen gerechnet werden. Von unserer Einfuhr stammen gegenwärtig drei Viertel aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Rest aus Ostindien und Ägypten. Je nachdem die Baumwollernte von Nordamerika ausfällt oder die amerikanischen Baumwollspekulanten ihre Preistreibereien verwirklichen, sind wir also bei weitem für den größten Teil unserer Baumwollindustrie den Amerikanern tributpflichtig, und je nach den Preisschwankungen der Baumwolle haben wir für diesen schlechthin unentbehrlichen Rohstoff jährlich zwischen 300—500 Millionen Mark an das Ausland zu bezahlen. Selbst England, das in seiner Kolonie Ostindien und in dem gleichfalls von ihm abhängigen Ägypten über zwei bedeutende Baumwollproduktionsländer verfügt, fühlt sich durch das ungeheure Übergewicht Amerikas in der Beherrschung des Baumwollmarktes so weit gedrückt, daß es in der letzten Zeit angefangen hat, in seinen afrikanischen Kolonien Maßnahmen zur Einführung in größeren Stil zu treffen. Es hat sich gezeigt, daß die Qualität der ostafrikanischen Baumwolle sehr gut ist. Die Faser entwickelt sich dort in ähnlicher Weise wie die ägyptische Baumwolle, die am Marktwert über der amerikanischen Durchschnittsware steht. Die praktische Baumwollkultur in Ostafrika kann man sich nun entweder als Großbetrieb unter europäischer Leitung oder als sogen. Volkskultur denken. Wie in Togo, so hängen die Ergebnisse der letzten Methode vor allen Dingen davon ab, ob es gelingt, anstatt Hackbaues die Pflugkultur einzuführen. Da eine Negerfamilie auf die herkömmliche Art, d. h. allein unter Anwendung der seit Urzeiten unter den Eingeborenen Afrikas gebräuchliche Hacke, außer den Kulturen an Nahrungsmitteln, die sie für ihren Lebensunterhalt anlegen muß, nur

Abbildung Seite 46 oben

Abbildung Seite 54

einen Morgen Baumwolleland bearbeiten kann, so wären, um 100 000 Ballen fertiger Baumwolle zu produzieren, auf diese Weise gegen eine Million einzelner Arbeitskräfte nötig. Dieser Weg erscheint also wenig aussichtsvoll, und selbst wenn wir die 100 000 Ballen haben, so würden sie auch erst den zwanzigsten Teil des erforderlichen Quantums ausmachen. Will man also auf dem Weg der Eingeborenenkultur zu größeren Ergebnissen gelangen, so muß man die Hacke durch den Pflug ersetzen, und hierbei ergibt sich wiederum im größten Teil des Küstengebiets die Schwierigkeit, daß die zum Ziehen erforderlichen Rinder wegen der Tsetsegefahr nicht gut gezüchtet werden können. Ein von Tsetse freies Gebiet, in dem auch die Regenmenge im großen und ganzen schon ausreicht, findet sich gegenüber der Insel Sansibar bei Sadani, noch etwas nördlich von Daressalam. Hier wird auch schon durch Eingeborene ziemlich eifriger Baumwollenbau betrieben, aber noch nicht mit Pflügen, sondern mit der Hacke. Im Küstengebiet kann die Pflugkultur in großem Maßstabe auf keinen Fall eher durchgeführt werden, als bis es gelungen ist, das Rindvieh gegen die Tsetsekrankheit zu immunisieren. Die Schwierigkeit, den Neger zum Pflügen anzulernen, wird nicht unüberwindlich sein, wie das Beispiel der Ackerbauschule in Togo zeigt. Vielleicht ist aber das Hauptgebiet der Volkskultur für den Baumwollenbau doch noch mehr in den produktionsfähigen Gebieten des Innern zu suchen. Im Küstengebiet, wo sich im Rufidjidelta, bei Kilwa, bei Sadani und noch an einigen anderen Punkten ausgedehnte, ebene Flächen fruchtbaren Bodens finden, größtenteils Schwemmland, ist das gebotene Mittel wie in den Baumwollgebieten von Nordamerika der Dampfpflug. Auf diese Weise wird die Schwierigkeit, die vorläufig immer noch durch die Tsetsekrankheit entsteht, vermieden, und es ist von vornherein auf einen auch quantitativ für den deutschen Markt ins Gewicht fallenden Ertrag zu rechnen.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, die Zukunft Ostafrikas als Siedlungsgebiet für bodenständige Einwanderer aus Deutschland richtig einzuschätzen. Außer den wertvollen, leider nur wenig umfangreichen gesunden Gebieten in Usambara, am Kilimandscharo und Meru, muß ein großer Teil des nördlichen Steppengebietes zwischen dem Viktoriasee, der englischen Grenze, und dem sogenannten Großen Graben als besiedelungsfähig bezeichnet werden. Ruanda und Urundi wären es, was Klima und Fruchtbarkeit angeht, ohne weiteres auch, aber die dort bereits vorhandene dichte Eingeborenenbevölkerung wird Schwierigkeiten machen. Im Ulugurugebirge und den übrigen Inselgebirgslandschaften ist wenig Platz vorhanden; auf dem Njassahochland und in Uhehe stehen dagegen bedeutende Flächen für das Kolonisationswerk zur Verfügung. Die grundlegende Vorbedingung ist nur stets und überall der Eisenbahnbau. Die nächste Aufgabe in dieser Beziehung ist die Verlängerung der Kilimandscharo- oder Nordbahn, mindestens über den Großen Graben hinaus bis auf das Irambaplateau, und danach entweder bis zum Anschluß an die Zentralbahn oder den Viktoriasee.

Die Südseegebiete

Die Besitzungen in der Südsee bilden zwar den räumlich ausgedehntesten, aber im Verhältnis dazu auch den wenigst wertvollen Teil des deutschen Kolonialgebiets. Es handelt sich nach der jetzigen Verwaltungseinteilung um Deutsch-Neu-Guinea und Deutsch-Samoa. Die erstere Kolonie besteht aus dem deutschen Anteil an der großen Hauptinsel von Neu-Guinea, Kaiser Wilhelmsland genannt, dem unmittelbar dazu gehörigen Bismarckarchipel und den weit entfernten, über ungeheure Meeresräume verstreuten Ost- und West-Karolinen-, Marshall-, Palau- und Marianeninseln. Von der Samoagruppe sind die beiden Hauptinseln Savaii

und Upolu deutsch, der Rest amerikanisch. Kaiser Wilhelmsland ist ungefähr halb so groß wie Preußen; der Bismarckarchipel um ein Drittel kleiner als Bayern. Die eingeborene Bevölkerung wird hier und dort nur auf einige hunderttausend Köpfe geschätzt. Die kleinen Inseln, meistens Korallenbauten, sind zusammen nur einige tausend Quadratkilometer groß und mögen alles in allem 50 bis 60000 Einwohner haben. Samoa ist ungefähr so groß wie Sachsen-Meiningen, hat aber nur den zehnten Teil von dessen Bevölkerung, etwas über 30000 Eingeborene.

Innerhalb dieses weit verstreuten Komplexes hat sich bisher nur Samoa einigermaßen entwickelt. Es wies 1912 einen Gesamthandel im Werte von etwa 10 Millionen Mark auf. Ganz Neu-Guinea, einschließlich der dazu gehörigen zerstreuten Verwaltungsgebiete, reicht eben erst mit seinem Handelswert an das kleine Togo heran: etwas über 20 Millionen. Der Grund für diese langsame Entwicklung ist ein doppelter: einmal die geringe Zahl der vorhandenen eingeborenen Arbeitskräfte; außerdem die schwere Zugänglichkeit der Hauptinsel von Neu-

Guinea und großer Teile des Bismarckarchipels. Neu-Guinea ist in seinem Innern von gewaltigen Gebirgszügen erfüllt, die zum größten Teil noch unbekannt sind, aber jedenfalls bis in die Schneeregion emporragende Gipfel tragen. Die Zerrissenheit des Geländes ist unbeschreiblich; Berg und Tal sind von Urwald bedeckt, der so undurchdringlich ist, daß man sich nur mit Axt und Messer Bahn schaffen kann. Der größte Teil dieser Waldmassen ist unbewohnt und enthält weder jagdbares Wild noch sonstige Lebensmittel. Die spärliche Bevölkerung ist feindselig und scheu. Expeditionen zur Erforschung von Neu-Guinea gehören zu den schwierigsten Dingen, die es gibt. An wirtschaftliche Nutzung dieses Besitzes kann nur an den vom Meer aus zugänglichen Rändern gedacht werden, wo fruchtbarer Boden, Landungsgelegenheit und die Möglichkeit zur Beschaffung von Eingeborenen als Arbeiter bestehen. Aus Neu-Guinea selbst sind nur wenig Leute zu bekommen.

Abbildung Seite 76 unten

Das Hauptprodukt, das Neu-Guinea und seine Anhängsel hervorbringen, ist Kopra; die Handelsbilanz der Kolonie hängt daher in der Hauptsache von der Ernte an Kokosnüssen ab. Im Innern der Hauptinsel leben die vielgenannten Paradiesvögel, deren Federbälge durch die gegenwärtige Damenmode einen besonders hohen Wert bekommen haben. Eine zu weit getriebene Agitation will den Abschuß von Paradiesvögeln womöglich ganz verbieten, damit die schönen Tiere nicht ausgerottet werden. Natürlich müssen vernünftige Schonzeiten innegehalten werden, und man kann gelegentlich auch ein Jahr oder mehrere einschieben, in denen die Vögel überhaupt nicht geschossen werden dürfen. Der Wert der aus Kaiser Wilhelmsland ausgeführten Vogelbälge beläuft sich an Ort und Stelle auf eine Viertelmillion Mark; in Europa im Putzhandel auf das Drei- bis Vierfache. Ein anderes eigentümliches Erzeugnis der Südseekolonien sind Phosphate, ein Gestein, das zur Fabrikation von künstlichem Dünger dient. Es ist dadurch entstanden, daß auf dem Korallenkalk mancher Inseln ungeheure Mengen von Seevögeln Jahrtausende hindurch ihre Ausscheidungen abgelagert haben. Die festen Stoffe sind durch Regen und Sturmfluten fortgespült, aber das Wasser hat gleichzeitig die phosphorsauren Salze des Vogelguanos ausgelaugt, sie in die Kalkunterlage einziehen lassen und auf diese Weise den Kalkstein in Phosphat verwandelt. Am wichtigsten ist die Phosphatinsel Nauru, im östlichen Karolinen-Inselgebiet, die jährlich für fünf bis acht Millionen Mark Ausfuhrwerte liefert.

Abbildung Seite 73 unten

Auf Samoa existieren außer den großen Pflanzungen von Kokospalmen auch eine Anzahl Kakaoplantagen, die zum Teil mittleren und kleineren deutschen Ansiedlern gehören. Die Kultur leidet aber sehr unter der Schwierigkeit, Arbeiter zu bekommen. Die eingeborenen Samoaner sind auf keinen Fall dazu zu bewegen, daß sie sich als Pflanzungsarbeiter verdingen. Es müssen daher mit großen Kosten chinesische Arbeiter eingeführt werden, die immer größere Ansprüche machen.

Das Inselgebiet der Südsee zeichnet sich durch eine sehr mannigfaltige und interessante Eingeborenenbevölkerung aus. Im Innern von Neu-Guinea und den übrigen großen Inseln wohnen dunkle und wollköpfige Papuas; an den Küsten trifft man alle möglichen Mischtypen; auf den kleinen und verstreuten Inseln, dem eigentlichen Polynesien, wohnen hellfarbige, mit den Malaien verwandte Menschen. Viele dieser Südsee-Insulaner stehen noch ganz auf der Stufe der steinzeitlichen Kultur. Ihre Waffen, Geräte und Werkzeuge sind aus Stein, Knochen, Muschelschalen und dergleichen Material gefertigt. Es ist wunderbar, wie schöne und solide Hausbauten die Leute auf diese Weise zustande bekommen. Dadurch,

Abbildung Seite 76 oben

Abbildung Seite 68

daß für die europäischen Pflanzungen auf allen Inseln, wo die Eingeborenen dazu bereit sind, zahlreiche Arbeiter angeworben werden, die nach Beendigung ihres Kontrakts in die Heimat zurückkehren, verbreitet sich natürlich die Kenntnis eiserner Werkzeuge, aber wie es überall unter solchen Verhältnissen bei den Naturvölkern zu gehen pflegt: mit dem Eindringen der europäischen Dinge kommen die alte Kunstfertigkeit und die Sorgfalt, mit der früher jedes einzelne Stück angefertigt wurde, herunter. Die deutsche und ebenso die englische Verwaltung in der Südsee sorgen so viel wie möglich dafür, daß die Eingeborenen geschont werden, namentlich ist die Einfuhr von Schnaps erschwert. Was aber nicht verhindert werden kann, ist die Einschleppung von Krankheiten. Manche unserer europäischen Seuchen, z. B. die schwarzen Pocken, waren ursprünglich in der Südsee unbekannt. Die Folge war, daß die Krankheit, ebenso wie unter den nordamerikanischen Indianern und bei Negerstämmen, mit furchtbarer Heftigkeit auftrat und große Menschenverluste verursachte. Je länger eine Krankheit in einem bestimmten Gebiete heimisch ist, desto widerstandsfähiger werden die Menschen gegen sie, weil sich mit der fortschreitenden Durchseuchung, wie es scheint, gewisse Schutzstoffe im menschlichen Körper bilden.

Das Klima und die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens auf den meisten Inseln erleichtern es den Eingeborenen, ihr Leben ohne allzuviel Arbeit zu fristen. Am paradiesischsten sind die Zustände in dieser Beziehung auf Samoa. Die Samoaner sind ein begabter und heiterer Menschenschlag, tapfer und mit viel Sinn für die anmutigen Seiten des Lebens. Gefällige Körperformen, Blumenschmuck, Geschmack in der Kleidung und im Hausbau, Gastfreiheit und ritterliche Gesinnung, die sich bei ihnen finden, haben manchen Reisenden zum Lobe veranlaßt. Diesen Eigenschaften steht aber auf der anderen Seite eine unbezwingliche Scheu vor stetiger und ernster Arbeit gegenüber. Fast alle Südseebewohner sind gewandte und kühne Seefahrer. Das Wasser scheint ihr Element zu sein; sie schwimmen und tauchen wie die Fische. Wunderbar erscheint es, welche weiten Seefahrten die Eingeborenen mit ihren primitiven Fahrzeugen zu machen imstande sind. Die Boote werden aus Planken gebaut, die nicht genagelt, sondern mit Schnüren aus Kokosfasern zusammengefügt sind, genäht könnte man beinahe sagen. Die Dichtung der Fugen geschieht mit Harz. Zur größeren Sicherheit werden die Boote mit weit hinausragenden Auslegerbäumen versehen. Sie tragen Masten und Segel aus Matten und sind imstande, wochenlang die hohe See zu halten.

Abbildung Seite 73 oben

Eine große Entwicklung wird nach den geschilderten Verhältnissen von unseren Südseekolonien kaum erwartet werden können. Ihr wirtschaftlicher Fortschritt beruht in der Hauptsache darauf, daß es bei der zunehmenden Volksdichte in Europa, speziell in Deutschland, nicht mehr möglich ist, den Bedarf der Bevölkerung an Speisefett allein durch tierische Produkte, Butter und Schmalz, zu decken. Von Jahr zu Jahr werden mehr Pflanzenfette als sogenannte Margarine oder dergleichen verbraucht, und hierfür ist die Kokosnuß der beste Rohstofflieferant. Die Kokospalme ist ein Baum, der nirgends so gut gedeiht, wie auf den stets vom salzigen Seewind umwehten Inseln der Südsee. Nach dieser besonderen Seite hin kann und wird daher das Wirtschaftsleben unserer Inselkolonien im Stillen Ozean wohl auch noch in Zukunft einen weiteren Aufschwung nehmen — wenn es gelingt, die Eingeborenen auf der einen Seite gesundheitlich zu erhalten und zu kräftigen, auf der anderen sie allmählich zu brauchbaren Arbeitern zu erziehen.

Abbildung Seite 73 unten

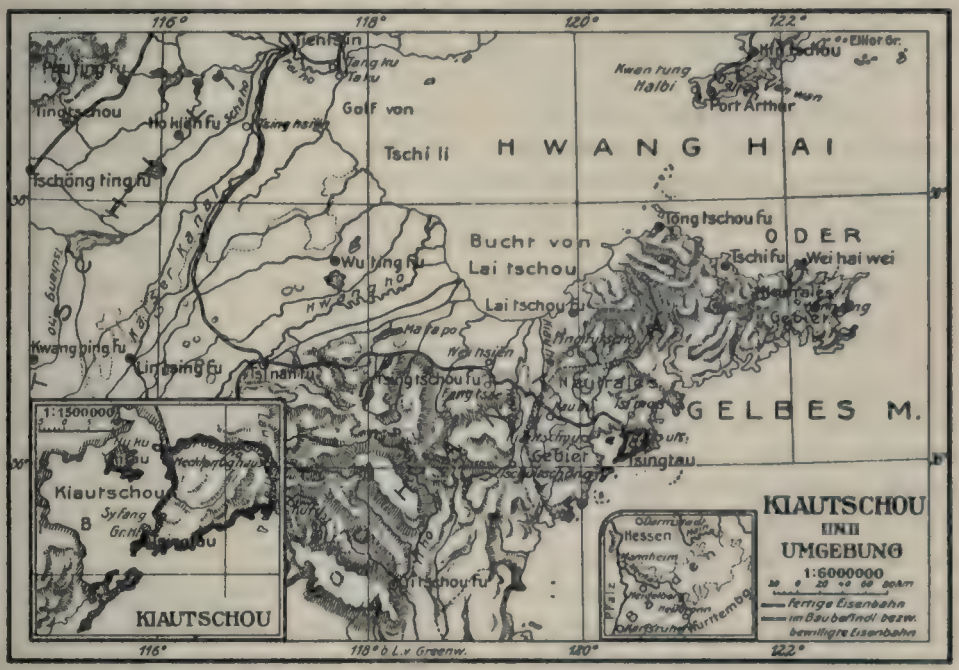
Kiautschou

Unsere ostasiatische Kolonie ist bei uns meistens unter dem Namen Kiautschou bekannt. Eigentlich wäre es besser, statt dessen den Namen Tsingtau zu brauchen, denn Kiautschou ist eine Stadt, die gar nicht zum deutschen Gebiet gehört, sondern zu China. Die Bezeichnung „Schutzgebiet von Kiautschou" stammt daher, daß die Gewässer und ein Teil der Küste der nach jener Stadt Kiautschou genannten Bucht vom Reiche erworben sind. Die deutsche Kolonie wird durch die Bucht selber, durch die vorgelagerten Inseln und durch zwei Landstücke zu beiden Seiten des Eingangs in die Bucht gebildet. Auf der Ostseite des Eingangs ist die moderne deutsch-chinesische Stadt Tsingtau als Stützpunkt für unsern Handel und für unsere Marine erbaut. Rings um die Bucht hat China sich verpflichtet, auf einem fünfzig Kilometer breiten Landstrich, der sogenannten neutralen Zone, keine militärischen Maßnahmen ohne Deutschlands Einverständnis zu treffen.

Die chinesische Provinz Schantung bildet das Hinterland von Tsingtau. Sie ist etwa halb so groß wie Preußen, aber sehr dicht bevölkert; die Einwohnerzahl beträgt zwischen 30 und 40 Millionen, die fast alle von intensivem Ackerbau leben. Daß Deutschland hier an der Küste von Schantung eine Kolonie erwarb, geht zurück auf die Ereignisse in China seit dem chinesisch-japanischen Kriege von 1894. Die Japaner besiegten die Chinesen vollständig und wollten sie zu einem ungünstigen Frieden zwingen. Den Interessen der europäischen Mächte entsprach die Verwandlung Chinas in einen japanischen Vasallenstaat nicht, und daher mischten sich Deutschland, Rußland und Frankreich zugunsten Chinas in die Friedensverhandlungen ein, so daß Japan seine Bedingungen mildern mußte. Als Entschädigung für diese Intervention konnten die drei beteiligten Staaten eine Gegenleistung von den Chinesen verlangen. Rußland griff gleich im großen zu und erzwang sich von China die Einräumung der Vorherrschaft in der ganzen Mandschurei, dem Stammlande des chinesischen Kaiserhauses, sowie die Abtretung des wichtigen Kriegshafens Port Arthur. Auch Frankreich und in der Folge England ließen sich bedeutende Konzessionen machen. Die deutsche Regierung entschied sich, gestützt auf das Urteil des großen Geographen Ferdinand von Richthofen, des besten Kenners von China, für die Kiautschoubucht. Noch bevor die Verhandlungen hierüber mit China begannen, ereignete sich ein Zwischenfall, der zur Landung deutscher Marinetruppen und zur Besetzung des chinesischen Truppenlagers von Tsingtau führte. Schon seit längeren Jahren war eine deutsche katholische Missionsgesellschaft im Innern von Schantung tätig. Im Herbst 1897 entstanden, wie so oft in China, auch in Schantung Unruhen, die ihren Grund in der allgemeinen Abneigung des Chinesen gegen die fremden Missionare hatten. Hierbei wurden zwei deutsche katholische Priester durch den fanatisierten Pöbel ermordet. Dieser Vorfall, für den China Genugtuung und Sühne an Deutschland schuldig war, gab den Anlaß zur unmittelbaren Besetzung von Tsingtau am 14. November 1897. Nach einigen Verhandlungen willigte die chinesische Regierung in die Abtretung des Gebietes ein, und im Januar 1898 wurde darüber ein förmlicher Vertrag abgeschlossen. Um das Selbstgefühl der Chinesen zu schonen, wurde nur von einer Verpachtung an Deutschland auf 99 Jahre gesprochen.

Seit jenem Jahre 1898 ist nun auf dem hügeligen Gelände, am östlichen Ufer der Einfahrt in die Bucht von Kiautschou, eine Stadtanlage entstanden, von der man

beim ersten Anblick kaum glauben möchte, daß sie das Produkt einer so kurzen Entwicklungszeit ist. Tsingtau hat zwei getrennte Stadtteile, für Europäer und für Chinesen. Der chinesische Stadtteil heißt Tapautau und in ihm hat sich ein besonderes reges Geschäftsleben entwickelt. Große Schubkarren dienen zur Lastenbeförderung vom Bahnhof und vom Hafen zu den chinesischen Magazinen. Im europäischen Stadtteil finden sich neben den Geschäftsstraßen auch hübsche Villenstraßen. Etwas abseits von der Stadt, auf einem die Umgegend überragenden Felshügel, liegt das Palais des Gouverneurs. Hoch über dem Ganzen ragt der Signalberg mit der Signalstation empor.



Das ganze Bild von Tsingtau wirkt an der Küste von Schantung auf den Ankömmling, der die Stadt zum erstenmal erblickt, um so überraschender und imponierender, als es in seiner ganzen Schönheit unvermutet auftaucht. Wer von Süden kommt, hat als letzten Eindruck vorher die schlammigen, gelben Fluten der Mündung des Jantsekiang mit ihren flachen und monotonen Ufern gehabt; wer von Norden, die zwar bergigen und vielfach malerischen, aber wenig belebten Küsten der Halbinsel Schantung. Was am meisten erfreut, ist die grüne Bewaldung auf den Höhen über der Stadt. Diese ausgedehnten, zirka 1500 Hektar umfassenden jungen Kiefernwälder sind erst unter der deutschen Verwaltung aufgeforstet worden.

Warum ist Deutschland nach Tsingtau gegangen? Zunächst aus dem Grunde, weil wir gleich den übrigen in Ostasien interessierten Nationen über einen Stützpunkt verfügen mußten, wo wir Herr im eigenen Hause waren, um unsere Schiffe zu docken, um Vorräte an Kohlen und Proviant anzulegen, um militärische und maritime Übungen abzuhalten und dergleichen mehr. In dieser Beziehung ist Tsingtau also von vornherein als Marinestation angelegt. Es hat Befestigungen, die es gegen einen Handstreich von feindlicher Seite schützen und zu deren Wegnahme, falls es zu einem kriegerischen Konflikt käme, jedenfalls eine längere Belagerung mit bedeutenden Kräften notwendig wäre. Es hat eine Werft mit großer Marine-

werkstatt, es hat ein Schwimmdock mit 16000 Tonnen Tragfähigkeit, einen Riesenkrahn, der Lasten bis zu 150 Tonnen Gewicht heben kann und es hat eine Besatzung von etwas über 3000 Mann.

Noch wichtiger als in marinepolitischer Hinsicht ist Tsingtau als Handelsplatz. Während des ersten Jahrzehnts, von 1898 bis 1908, stieg der Handel von etwa drei Millionen auf über hundert Millionen Mark im Jahr, und von 1908 bis 1912 hat er sich abermals verdoppelt. Der Schiffsverkehr ist jetzt bis auf nahe an tausend Dampfer im Jahre gestiegen. In der ersten Zeit nahm Tsingtau unter den etwa vierzig für den fremden Handel geöffneten Plätzen Chinas eine Stelle am untersten Ende der Reihe ein. Heute steht es an der fünften Stelle, wobei allerdings zu bemerken ist, daß etwa ein Drittel des chinesischen Außenhandels über den einen Platz Schanghai geht. Tsingtau ist jetzt durch die Eisenbahn mit Peking verbunden und hat daher auch über die große sibirische Linie direkten Bahnverkehr mit Europa. Die Verbindung geht zunächst über die von einer deutschen Gesellschaft erbaute und verwaltete Schantung-Eisenbahn von Tsingtau bis zu der Provinzialhauptstadt von Schantung, Tsinanfu. Dieser wichtige Ort ist durch eine zur Hälfte mit deutschem, zur Hälfte mit englischem Kapital hergestellte Bahn südwärts mit Pukau, gegenüber Nanking am Unterlauf des Jangtsekiang verbunden, und nordwärts mit Tientsin, der Hafenstadt für Peking.

Abbildung Seite 82

Abbildung Seite 81 oben

Für Tsingtau ist es von großer Wichtigkeit, daß es ein für ostasiatische Verhältnisse günstiges Klima hat. Der Platz ist schon jetzt eine der beliebtesten Sommerfrischen für die Europäer in ganz Ostasien. Er hat den besten Badestrand an der chinesischen Küste und ein großes Badehotel. Wenige Stunden landeinwärts steigt das malerische Granitgebirge des Lauschan empor. Der Lauschan liegt zum größten Teil im deutschen Schutzgebiet; sein höchster Punkt, der Lauting, erreicht mit seiner turmartigen obersten Spitze fast genau die Höhe des Brockens. Die äußeren Hänge des Lauschan sind durch die Waldverwüstung der Chinesen schon seit langem vollständig kahl, aber in den Tälern, zumal in der Nähe der zahlreichen Tempel und Klöster, gibt es noch hübsche Kiefernbestände und Partien von großem landschaftlichem Reiz, namentlich romantische Felsschluchten. Die Lauschantäler dienen den Tsingtauern während der heißen Sommermonate zur Erholung. Mitten in den Bergen liegt das von der deutschen Kolonialgesellschaft gestiftete Mecklenburghaus, so genannt zu Ehren des Präsidenten der Gesellschaft, des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg. Den Fuß des Gebirges umbrandet auf der Ostseite unmittelbar die See. Hier liegt an einer geschützten Bucht der berühmte Tempel Taitsinggung, ein viel besuchter Zielpunkt für Ausflüge.

Landeinwärts von Tsingtau durchschneidet die Schantungbahn ein ziemlich wohlhabendes, ganz vom Ackerbau lebendes Gebiet. Schantung ist eine ausgesprochene Agrarprovinz. Der chinesische Ackerbau leidet aber bei allem Fleiß der Bauern darunter, daß sehr wenig Vieh existiert. Wegen der völligen Vernichtung der Wälder werden Gras und Stroh statt als Viehfutter als Brennmaterial verwendet. Zum Ziehen des Pfluges dienen meist Esel, ja sogar Menschen. Angebaut werden Weizen, Bohnen und Riesenhirse, chinesisch Kauliang. Die Halme des Kauliang werden bis vier Meter lang. Außer Getreide wird viel Gemüse produziert, meistens an solchen Stellen wo die Gärten aus Flußläufen, Kanälen oder Brunnen bewässert werden können. Wenn man mit der Schantungbahn von Tsingtau ins Innere fährt, so hat man den Eindruck, als ob mit Ausnahme der kahlen

Berge jeder Quadratfuß Boden benutzt ist. Es gibt überhaupt kein Stück Land, das, sei es unter noch so großen Schwierigkeiten, anbaufähig ist und nicht in Kultur wäre. Stundenweit gehen die Bauern mit ihren am Tragholz über der Schulter getragenen Gemüsekörben zum Markt nach Tsingtau. Seit die Schantungbahn die Erwerbsverhältnisse und den Absatz der Landesprodukte verbessert hat, wird ein zunehmender Prozentsatz des Grund und Bodens nicht mehr für Nahrungsfrüchte, sondern für Exportkulturen verwendet. Zu den wichtigsten Ausfuhrprodukten von Schantung gehören Strohborten, Erdnüsse und Bohnenöl. Die Strohborten sind schmale, dünne, aus gespaltenen Weizenstrohhalmen geflochtene Bänder, die nach Europa ausgeführt und zur Hutfabrikation verwendet werden. In Tsingtau gibt es ganze Speicher voll Borten zur Verschiffung. Eigentümlich ist die chinesische Öl- oder Getreidemühle. Der untere Mühlstein sieht wie bei uns aus, der obere aber ist eine Walze, die auf dem unteren in die Runde geführt wird, meist durch einen Esel, dem die Augen verhängt sind, damit das Tier nicht schwindlig wird.

Abbildung Seite 83 oben

Abbildung Seite 83 unten

An zwei Punkten an der Schantungbahn befinden sich große Steinkohlenfelder, die von einem deutschen Unternehmen, der Schantung-Bergbaugesellschaft, ausgebeutet werden. Außer der Kohle sind in unmittelbarer Nähe der Felder auch große Eisenerzlager vorhanden, die jetzt gleichfalls in Abbau genommen werden sollen. Die Arbeiterschaft in den Gruben besteht aus Chinesen, mehreren Tausend an der Zahl; die Betriebsbeamten sind natürlich Deutsche.

Ganz Schantung wird von Osten nach Westen von dem hohen Schantunggebirge durchzogen. Seinen östlichsten und höchsten Teil bildet der etwa 1500 Meter hohe Taischan, einer der heiligen Berge der Chinesen. Weil er für heilig gilt, sind die alten Waldbestände auf ihm nicht so vollständig verwüstet, wie anderswo in China, und man trifft sogar noch einzelne große Bäume. Der Taischan ist voll von Klöstern, Tempeln und Mönchen; auf seinen Gipfel führt ein Wallfahrtsweg hinauf, in Form einer über sechs Stunden langen Treppe angelegt. Einige Stunden vom Fuß des heiligen Berges entfernt liegt die Hauptstadt von Schantung, Tsinanfu. Dort residiert der chinesische Gouverneur. Eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die Schantung verwaltet haben, war der jetzige chinesische Minister des Auswärtigen, Sunpaotschi. Das Amtslokal des Gouverneurs, Yamen genannt, ist ein weitläufiger Gebäudekompler mit vielen hintereinander liegenden Höfen. Für das chinesische Empfinden ist das Vornehme und Ehrfurchtgebietende nicht die Dimension in die Höhe, sondern die Ausdehnung ins Weite. Merkwürdig berührt den Fremden die große, quer vor den Haupteingang gestellte Mauer mit allerlei Drachenzeichnungen, die die bösen Geister abhalten sollen. Die größte Sehenswürdigkeit von Tsinanfu bildet der Lotussee innerhalb der Stadt. Er ist ganz von Tempeln und Terrassen umgeben und schöne große Bäume wachsen an seinem Ufer. Für die wohlhabenden Leute in Tsinanfu ist eine Lustfahrt auf dem Lotussee in einem sogenannten Hausboot mit Teetrinken und Musik ein Hauptvergnügen.

Abbildung Seite 84

Abbildung Seite 80 oben

Abbildung Seite 81 unten

Anderthalb Stunden jenseits Tsinanfu fließt der Hoangho oder Gelbe Fluß, einer der Riesenströme Chinas. Die Bahnlinie nach Tientsin überspannt ihn auf einer mächtigen Brücke, die aus deutschem Material und von deutschen Ingenieuren erbaut ist. Früher wollten die Chinesen von Eisenbahnen nichts wissen, da sie keinen fremden Einfluß im Lande zu haben wünschten. Jetzt sind sie eifrig selber beim Bahnbau, denn seit dem Siege der Japaner über die Russen ist ein vollständiger Wechsel in der Stellung Chinas gegenüber der europäischen Kultur eingetreten.

Japans Triumph hat die Chinesen davon überzeugt, daß sie ebenso wie ihre gelben Stammesverwandten imstande sein würden, ihre Macht gegenüber den Fremden zur Geltung zu bringen, sobald sie sich gleich den Japanern die „westliche Wissenschaft" aneigneten. Unter dem Ausdruck „westliche Wissenschaft" versteht man in China heute die ganze europäische Kultur nach ihrer geistigen wie nach ihrer technischen Seite: Nationalökonomie, Weltgeschichte, Staatswissenschaften, Länder- und Völkerkunde, Physik und Chemie, Maschinenbau, Panzerplattenfabrikation, moderne Taktik und Strategie / alles das ist dem Chinesen westliche Wissenschaft. Diese Dinge wollen die Chinesen sich jetzt auch aneignen, ja, mehr als das: ihre jahrtausende alte Staatsverfassung, ihr Unterrichtswesen und ihre gesamte Kultur sollen modernisiert werden. Wir Europäer müssen uns dabei freilich vor Augen halten, daß nicht der ideale Wert und die innere Überlegenheit unserer Kultur den Sieg über den alten chinesischen Hochmut und die chinesische Abgeschlossenheit errungen haben, sondern daß die Parole der ganzen Reformbewegung in China lautet: „China den Chinesen", „Unabhängigkeit von den Fremden", „Zurückdrängung des Einflusses der Ausländer"! Dazu will man sich jetzt nach dem Vorbilde Japans der geistigen und technischen Waffen des Auslandes selbst bedienen. Darum legen die Chinesen auch den größten Wert auf technisch-naturwissenschaftliche Errungenschaften der europäischen Kultur, wie das in sehr interessanter Weise z. B. die offiziellen Prüfungsaufgaben bei einem der letzten großen Staatsexamina in Peking zeigen. Dort mußten unter anderem folgende Fragen in schriftlicher Ausarbeitung beantwortet werden: „Wie werden Pulver und Dampfkraft im Kriege verwendet?", „Luftballons, Elektrizität und Eisenbahnen sind ausgezeichnete Erfindungen / wie lassen sie sich am besten für die Wohlfahrt des Volkes verwenden?" Ferner: „Wie werden die Kräfte des Dampfes und der Elektrizität am besten für den Verkehr ausgenützt?", „Welchen Nutzen bringt die Verwendung künstlichen Düngers für den Ackerbau?" Diese Aufgaben wurden denjenigen jungen Leuten gestellt, die auf Staatskosten einige Jahre im Ausland studiert hatten und sich um das Diplom zur Anstellung als Kreismandarin bewarben.

Ein Symptom des vollständigen Wechsels, der in dem heutigen China gegen früher stattgefunden hat, ist auch das Entstehen zahlreicher politischer Zeitungen, in denen von der radikalen Reformpartei, den sogenannten Jungchinesen, ein leidenschaftlicher Kampf für die Reform geführt wird. Noch vor einem Jahrzehnt gab es in China keine Zeitungen, außer dem Pekinger Staatsanzeiger. Jetzt schießen die Zeitungen wie Pilze aus der Erde, und die modernen chinesischen Journalisten haben sich von ihren westlichen Kollegen überraschend schnell alle Mittel des politischen Zeitungskampfes angeeignet. So bringen die modernen chinesischen Blätter z. B. sehr häufig politische Karikaturen. Seit infolge der chinesischen Revolution von 1911/12 die Parteiungen in China an Schärfe zugenommen haben, vermehren sich auch die Zeitungen noch mehr. Auch in Tsingtau erscheinen jetzt chinesische Blätter. Zahlreiche Chinesen, namentlich solche aus den wohlhabenden und konservativen Kreisen, die sich gegegenüber dem modernen chinesischen Radikalismus unbehaglich fühlen oder in den Parteikämpfen der letzten Jahre sich politische Gegnerschaften zugezogen haben, sind aus ihrer Heimat in das sichere Tsingtau gezogen und tragen viel dazu bei, daß Tsingtau jetzt auch in geistiger Beziehung ein für das chinesische Leben bedeutsamer Platz wird.

Unter allen chinesischen Provinzen ist Schantung, das Hinterland von Tsingtau,

die konservativste. Schantung ist die Heimat des großen chinesischen Sittenlehrers Konfuzius, mit seinem chinesischen Namen Kungtse. Konfuzius lebte etwa 600 Jahre vor Christi Geburt und wird von den Chinesen beinahe göttlich verehrt. Sein Geburtsort Küfu liegt am Fuß des heiligen Berges Taischan; dort befindet sich auch sein Grab und ein großer ihm gewidmeter Tempel. Fast alle chinesischen Städte haben, ihrer Größe und ihrer Wohlhabenheit entsprechend, einen Konfuziustempel. Das Geschlecht des Meisters blüht noch heutigen Tages, und seine Mitglieder, die ihren Stammbaum in ununterbrochener Linie fast dreitausend Jahre zurückverfolgen können, gehören zur höchsten Adelsklasse des Reichs.

Gerade mit Rücksicht auf die jetzige Änderung aller Verhältnisse in China ist es von der größten Wichtigkeit, daß Deutschland in Tsingtau einen Stützpunkt besitzt, von wo aus es die Entwicklung der neuen chinesischen Kultur in deutschem Sinne beeinflussen kann. Der Weg dazu führt vor allen Dingen über das Schulwesen. Das haben in ausgezeichneter Weise unsere Mitbewerber in China, die Engländer und die Amerikaner, begriffen. Sowohl die Regierungen, als auch reiche und patriotische Privatleute in England und Amerika, wenden sehr große Mittel auf, um durch Beeinflussung des neuen chinesischen Schulwesens die zukünftige Kultur Chinas womöglich zu einem Ableger der angelsächsischen zu machen. Gerade in Schantung, in der Hauptstadt Tsinanfu und an mehreren anderen Plätzen, ist neuerdings in verschiedenen Abteilungen eine großartige englisch-amerikanische Hochschule gegründet worden. Dazu bedienen sich die Angelsachsen mit besonderem Erfolg ihrer Missionsgesellschaften. Diese werden reichlich von wohlhabenden Stiftern ausgestattet, damit sie Unterrichtsanstalten aller Art gründen und zur unentgeltlichen Benutzung den Chinesen darbieten können. Natürlich ist dieser ganze Unterricht nicht nur der Sprache, sondern auch dem Geiste nach englisch und amerikanisch und dient mitunter sogar direkt dem geschäftlichen Interesse englisch-amerikanischer Kreise.

Demgegenüber ist schließlich auch Deutschland dazu vorgeschritten, in Tsingtau aus Reichsmitteln eine deutsch-chinesische Hochschule für Chinesen zu errichten. Sie ist vor allen Dingen ein Werk des langjährigen verdienten Gouverneurs des Kiautschougebiets, Admiral von Truppel. Auch in privaten deutschen Kreisen wird man sich allmählich darüber klar, daß es eines selbständigen nationalen Vorgehens nach der Art der Engländer und Amerikaner bedarf, um der deutschen Kultur den ihr gebührenden Einfluß auf die Umwandlung Chinas zu sichern. Der Weg dahin wird auch für uns am besten über die deutschen in China, speziell in Tsingtau und Schantung arbeitenden Missionen gehen. Die deutsche katholische Schantung-Mission, der die beiden Geistlichen angehörten, durch deren Ermordung der unmittelbare Anlaß zur Besetzung von Tsingtau gegeben wurde, hat ein sehr ausgebreitetes Arbeitsfeld. Unter den deutschen evangelischen Missionen sind die Berliner Mission und der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein zu nennen. Dieser letztere widmet sich besonders ausgesprochen der deutschen nationalen Kulturarbeit. Er verfolgt das Ziel, durch Schaffung von Kulturwerken, die von christlich-deutschem und humanem Geiste getragen sind, unter den Chinesen ein freies und selbsttätiges Interesse für das Christentum und die deutsche Kultur zu erwecken. In Tsingtau unterhält er eine große blühende, in ganz Schantung berühmte Knabenschule und eine durch Hamburger Kaufmannskreise finanziell gestützte Mädchenschule, die vorzugsweise für chinesische Mädchen höherer Stände be-

stimmt ist. Auf diese Weise soll Fühlung mit den führenden und gebildeten Kreisen in China gewonnen werden. Der deutsche Missions-Mädchenunterricht, der demnächst auch über Tsingtau hinaus in das Innere von Schantung ausgedehnt werden soll, hat, wenn er in taktvoller, auf das chinesische Empfinden Rücksicht nehmender Weise betrieben wird, eine bedeutsame Zukunft in China. Die Mädchen, die heute in solch einer Missionsschule unterrichtet werden, sind die zukünftigen Frauen und Mütter des chinesischen Volks. Auch in China hat schon jetzt die Frau einen großen Einfluß auf das Haus und die Familie. In Zukunft, wenn die Reform tiefere Wurzeln geschlagen hat, wird das noch viel mehr der Fall sein, und die Bedeutung der Mädchenschule wird für die Einwurzelung christlich-deutschen Kultureinflusses keine geringere sein, als die der Hochschulen.

Wer sich für die Kolonien interessiert, sollte der

Deutschen Kolonialgesellschaft

beitreten. Zentralbureau: Berlin W. 35, Am Karlsbad 10, Afrikahaus. Mitgliederzahl 43000, 440 Abteilungen, davon 24 außerhalb Deutschlands, und 170 Ortsgruppen. Präsident: S. H. Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Zwecke: Die Deutsche Kolonialgesellschaft bezweckt, im Dienste des Vaterlandes die Erkenntnis von der Notwendigkeit deutscher Kolonien zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen.

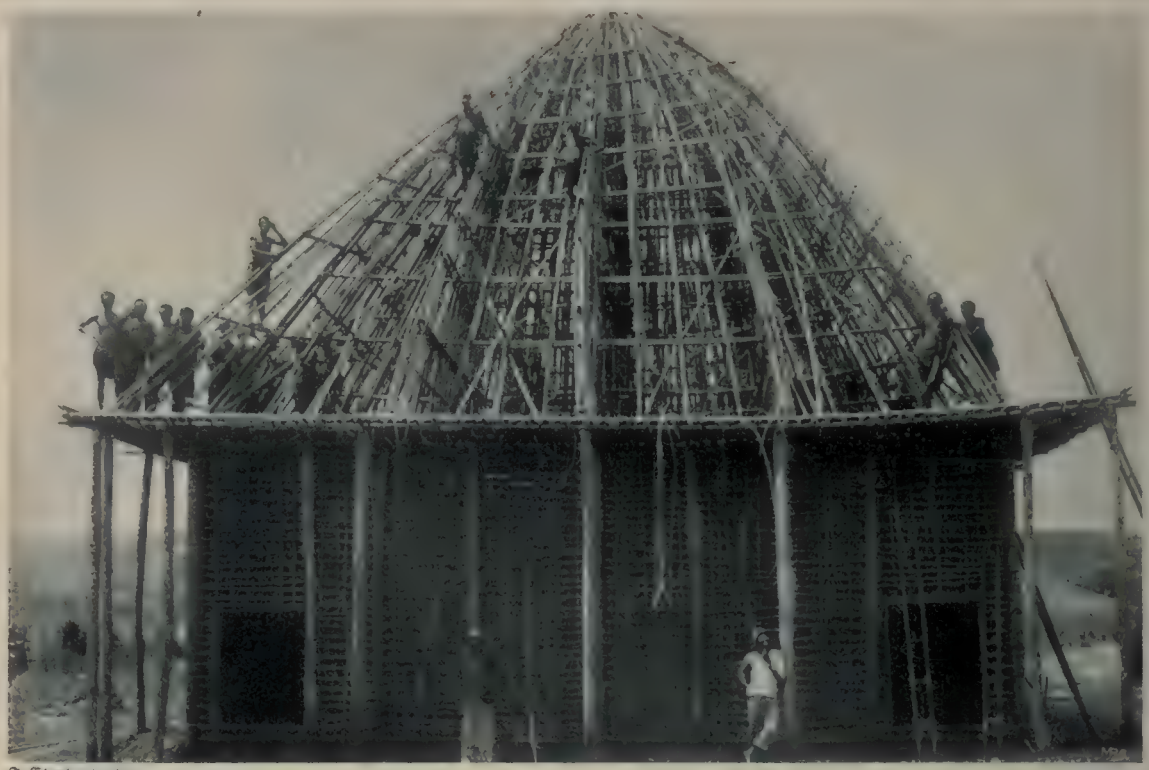
Sie stellt sich zur Aufgabe die Pflege und Förderung des vorhandenen deutschen Kolonialbesitzes in organisatorischer, wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Beziehung, wie auch die Klärung und öffentliche Vertretung aller sonstigen kolonialen und überseeischen Interessen der deutschen Nation.

Unter Ablehnung jeder Stellungnahme zu parteipolitischen Fragen ist die Deutsche Kolonialgesellschaft bestrebt, alle Parteien im Deutschen Reiche für die deutsch-koloniale Sache zu gewinnen und insbesondere in Zeiten wichtiger Entscheidungen in solchem Sinne zu wirken.

Mitgliedsbeitrag: 6 Mark in Deutschland, den deutschen Schutzgebieten und Österreich-Ungarn; 8 Mark in den Ländern des Weltpostvereins. Dazu tritt der etwaige Zuschlag einer am Ort bestehenden Vereinigung.

Sämtliche Mitglieder erhalten unentgeltlich die wöchentlich erscheinende illustrierte Zeitschrift „Deutsche Kolonialzeitung" geliefert. Beitrittsanmeldungen und Beitragszahlungen bitte an das Zentralbureau, Berlin W. 35, Am Karlsbad 10.

Dickicht von Raphia-Palmen. Die Raphia-Blattstiele, in Westafrika Bambu genannt, dienen zum Hausbau, zu Möbeln und Geräten; außerdem liefert die Palme den meisten Mimbo, Palmwein.



J. Eberhard phot.
Hausbau aus Blattrippen der Raphia-Palme. Das Dach wird erst fertig gebunden und dann im ganzen auf die Tragpfosten gehoben. Der Rauch muß durch die Türen abziehen.

J. Eberhard phot.
Decken des fertigen Daches. Man benutzt dazu Gras, das in dicken Lagen darauf gebunden wird und das Innere kühl hält

R. Oldenburg, Wien phot.
Njoja inmitten eines Teils seiner Weiber und Kinder vor seinem weitläufigen Palast; er besitzt nach eigener Angabe 450 Weiber.

M. P. Thorbecke phot.
Eine Straße in der Weiberstadt; jedes Weib wohnt in einem Haus für sich. Die Dächer werden durch eine Reihe starker Stämme gestützt, da die leichten Wände nur mit Lehm beworfen sind und das schwere Grasdach nicht tragen könnten.

R. Oldenburg, Wien phot.

Bamum-Gehöft: Unter dem hohen mit Gras bedeckten Dach läuft ein aus schwarzen und weißen Grasbündeln zusammengesetzter Tierfries entlang.

R. Oldenburg, Wien phot.

Eingborenen-Markt in Bamum. Verkauft werden Eßwaren und Kolanüsse, die als stimulierendes Mittel gebraucht werden

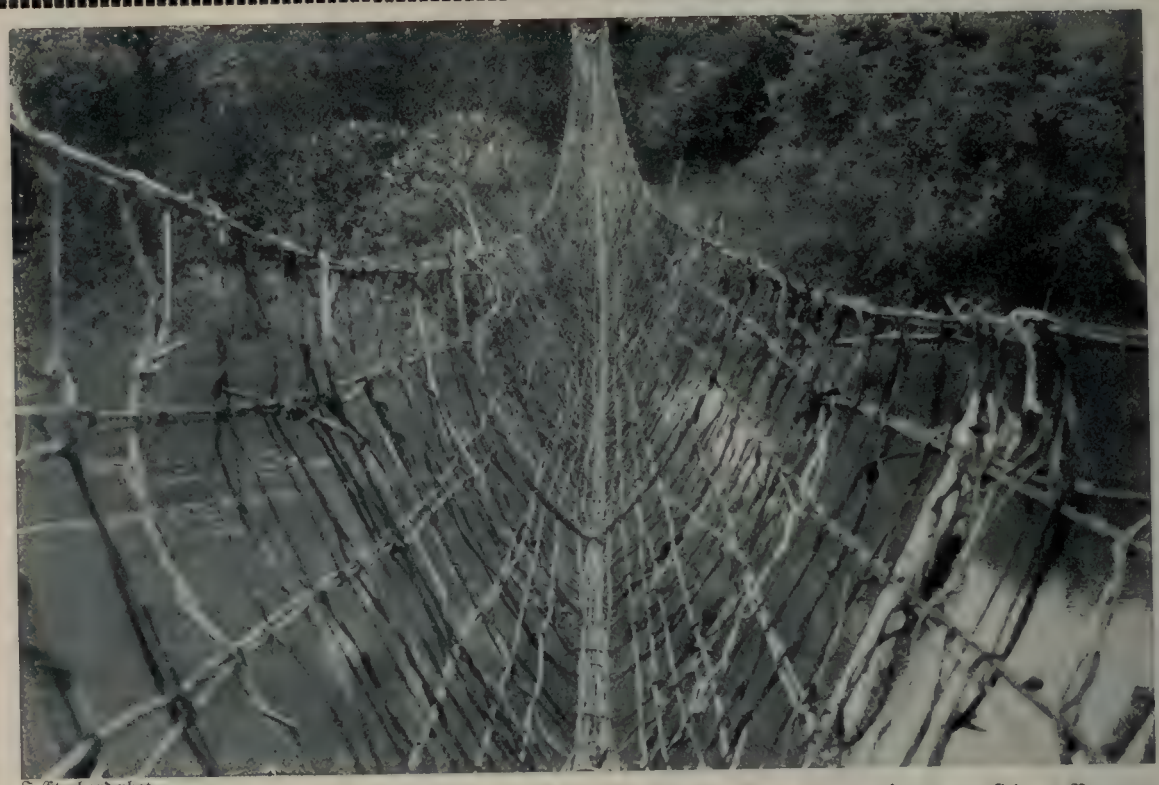
J. Eberhard phot.
Häuptling im Festschmuck. Die Pferde, häufig auch die Reiter, sind gegen Lanzenstöße mit stark wattierten Decken geschützt

J. Eberhard phot.
Eingeborene in der Nähe von Dschang führen einen Totentanz auf; sie tragen leuchtend farbige Masken, bunte Gewänder und tanzen im Takt nach der Trommel

J. Eberhard phot.
Häuptlingsfrau im Graslande. Das Hüfttuch ist bunter europäischer Kattun

J. Eberhard phot.

Tätowierter Fondong-Neger. Die Tätowierung geschieht durch zahllose Einschnitte und Stiche, wobei die Wunden durch allerlei Reizmittel zu einer möglichst dicken Vernarbung gebracht werden.



J. Eberhard phot.
Hängebrücke über den Mungafluß. Die aus Lianen geknüpfte, über 50 Meter lange Hängebrücke spannt sich von Baum zu Baum über den Fluß. Auf ungefügen Leitern ersteigt man den Baum und balanziert, sich rechts und links an dem „Geländer"

J. Eberhard phot.
haltend, auf dem handbreiten Mittelweg; in der Mitte schwankt die Brücke beträchtlich und wer schwindlig ist, muß geradeaus und nicht auf das raschfließende Wasser sehen. Die Brücke kann mehrere bepackte Träger tragen

M. P. Thorbecke phot.

Granitlandschaft im Kameruner Graslande

M. P. Thorbecke phot.

Durch Auswitterung entstandener Granitberg in Zentral-Kamerun. Derartige Formen sind typisch für ausgedehnte Gebiete des innerafrikanischen Hochlandes

Links: Oberhäuptling Balmen im Kriegsschmuck. Dieser Putz wird heutzutage nur noch zu Tanzfesten angelegt. Rechts: Häuptling Bafu Fondong auf seinem Thron. Das Gebet des Bafu Fondong bildet den Übergang von der primitiven Ungeborenenkultur des Waldlandes zu der vom Sudan her beeinflußten Grasländerkultur. Die Mischform ist in der Ausstaffierung des Häuptlings sichtbar. (Photos v. J. Eberhard)

Befestigte Station Mbo auf der Höhe des Aufstiegs zum nordwestlichen Graslande

J. Eberhard phot

Kufferi: Nord-Kamerun. Die Regierungsstationen im Inneren sind noch höchst primitiv nach Eingeborenenart gebaut — aus Ersparnisrücksichten

J. Eberhard phot.

Sägerei im Urwald

R. Oldenburg, Wien phot.

Weber

Schreinerei in Buea. Außer dem Lehr- und Aufsichtspersonal arbeiten nur Schwarze

Versuchs-Tabakplantage bei Buea. Auf den vulkanischen Verwitterungsböden zwischen dem Kamerunberg und dem Manangubogebirge gedeiht erstklassiger Tabak

Weiber beim Feldbau im Nordwestkameruner Grasland. Die Bodenbestellung ist Sache der Weiber. Da wegen der Tsetsefliege keine Rinderzucht möglich ist, so gibt es auch keine Pflugkultur und alle Arbeit muß mit der Hacke gemacht werden.

Typische Urwaldvegetation

Sumpfwald in der Ölpalmenregion nahe der Küste

J. Eberhard phot.
Hauptfall des Sanagaflusses bei Edea. Der Sanaga ist so groß und wasserreich wie der Rhein, aber wegen des stufenförmigen Aufbaues des Landes sind nur die untersten 70 km seines Laufes schiffbar. Die Edeafälle bilden die Grenze der Schiffbarkeit

Bananenlandschaft bei Ossidinge. Die Negerbanane oder Planteist im Waldland das wichtigste Nahrungsmittel der Eingeborenen

M. P. Thorbecke phot.

Dracaenen: die Fetischbäume Westafrikas

M. P. Thorbecke phot.

Schmarotzergewächse auf einem Baum a. d. Graslandgrenze

Baumwollenfeld bei Bamum

Links eine gereinigte, rechts eine ungereinigte 7jährige Ölpalme

J. Eberhard phot.
Buea, Sitz des Gouvernements von Kamerun. Das einzelne Haus links im Hintergrunde ist das Palais des Gouverneurs. Darüber erhebt sich das vulkanische Massiv des Großen Kamerunberges

Bau der Mittellandbahn von Duala zum Njoogfluß. Trotzdem 5000 Arbeiter seit Jahren tätig sind, ist der Baufortschritt wegen der großen Geländeschwierigkeiten gering

Eingeborene Soldaten der Kameruner Schutztruppe

Exerzieren der eingeborenen Soldaten

R. Oldenburg, Wien phot.

Eine Karawane durchwatet den Ndifluß bei Fontschanda in Kamerun; die Lasten der Träger sind für die Regierung und die Kaufleute vorschriftsmäßig bis 30 Kilo schwer, doch tragen Eingeborene für sich selber mitunter Lasten bis zu 75 Kilo

Kleine Hütten für Schlafkranke

Schlafkranke, die aufs äußerste abgemagert sind.

Küste bei Kribi in Süd-Kamerun. Das Meer ist flach und voll Klippen, so daß nur Boote sich dem Gestade nahen können.

J. Eberhard phot.

Kribi an der Mündung des Kribiflusses, der Haupthandelsplatz an der Küste von Süd-Kamerun. Auf der Rhede zwei Woermanndampfer. Die Landung erfolgt in Booten.

Kapitän Zobel phot.

Landungssteg

Kapitän Zobel phot.

Landungsboote: Die Schwarzen schieben die Boote durch die Brandung.

Haussamädchen an der Quelle

Ölpalme im Maisfeld. Der Schwarze erklettert den Baum mit einem um den Stamm geworfenen Lianenstrick zur Palmweingewinnung

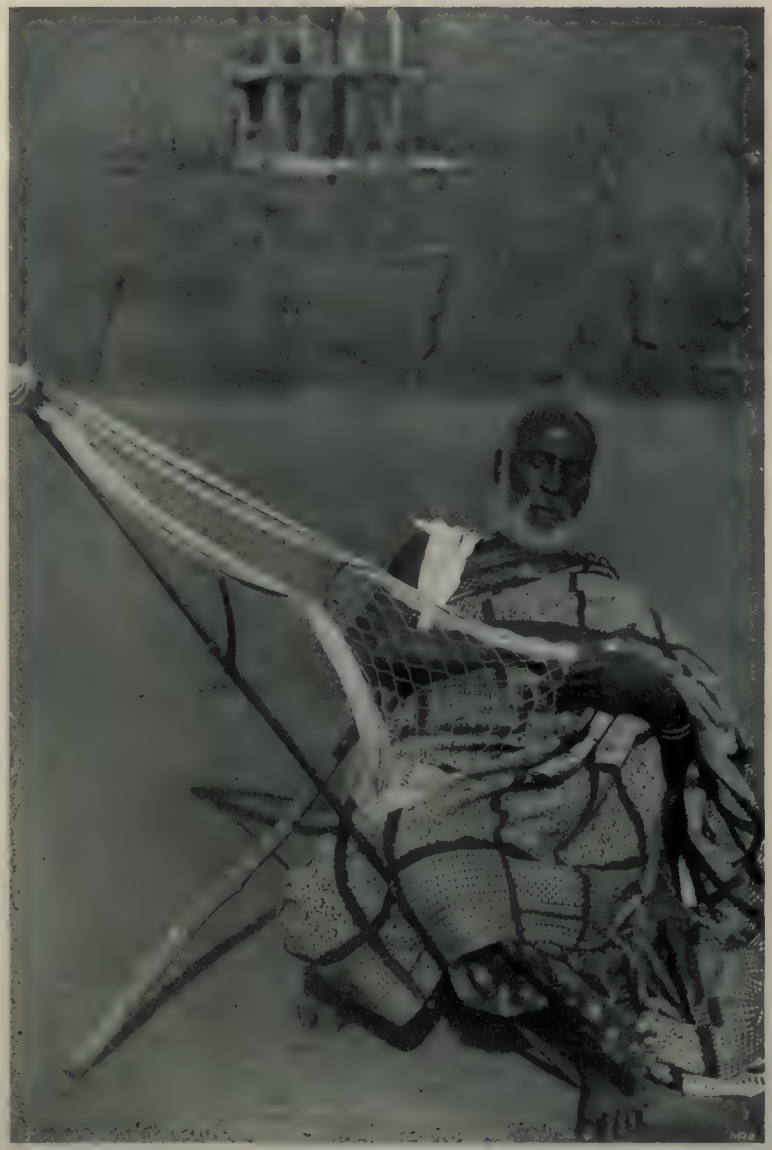
Frauen und Kinder knacken mit Steinen die Palmnüsse auf und sammeln die Kerne. Aus den Kernen wird Öl zur Fabrikation von Margarine gepreßt

Der Gemmi bei Amadschove. Sogenannter Inselberg, entstanden durch allmähliche Herauswitterung aus weicheren Gesteinen

Stationsgebäude in Bassari. Die Regierungsstationen im Inneren unserer Kolonien werden noch aus einheimischem Material erbaut

Baumwollenverkäufer von Bogu in Sokode, Nord-Togo. Die Togobaumwolle fängt an von Bedeutung für den Markt zu werden

Moschee in Sanfane Mangu, Nord-Togo. In Nord-Togo ist der Islam in der Ausbreitung begriffen



Netzstricker in Porto Seguro

Markt im Bezirk Lome. Verschiedene Lebensmittel werden verkauft: fertige Speisen, Mehl, getrocknete Fische, billige europäische Konserven; Kleiderstoffe und Eisenwaren

Töpfe und Gefäße, die von den Eingeborenen in Kpendu hergestellt werden

Lappenfetisch in Togo: Leere Branntweinflaschen, Kaurimuscheln und Maiskolben liegen als Opfergabe vor der umwickelten Stange

Christentum in Togo: Missionsschwester mit eingeborenen Kindern

Hochofen des Königs von Banjeli. Die von den Eingeborenen gebrochenen und ausgeschmolzenen Erze enthalten ca. 50 % Eisen

Eisenmarkt in Bassari. Das Eisen ist unrein, kann aber geschmiedet werden. Es dient zu Feldhacken und Waffen

Felsformation im Namalande. Durch die Schlucht brausen nach einem Gewitterregen große Wassermassen

Der 50 Meter hohe Bogenfelsen, etwa 100 Kilometer südlich von Lüderitzbucht

Der Löwenkopf bei Angras Juntas, auf dem eine Walfischrippe als Signal aufgerichtet ist, südlich vom Bogenfelsen an der Küste

Lüderitzbucht. Blick von der Haifischinsel auf den Hafen und die Stadt

Windhuk von Südosten her gesehen. Im Hintergrunde die Erosberge

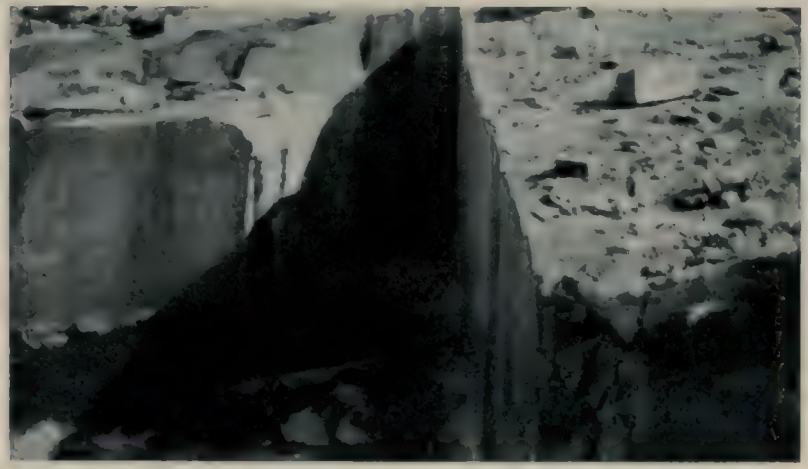
Typus der Täler in der Namib bei Lüderitzbucht, die diamantführenden Kies (Gravel) enthalten. Die hellen Ablagerungen bestehen aus feinem Quarzkies; darin finden sich die Diamanten lose liegend

Eingeborenenwerft von Keetmanshoop

Reste einer Konservenfabrik bei Sandfischhafen,
die von den Wanderdünen verschüttet wurde

In der Wüste Namib bei Arandis;
im Vordergrund die Aloë asperifolia

Granitformationen bei Klein-Ameib,
in der Nähe von Karibib



Marmorbruch bei Karibib. Der Marmor wird in Blöcken herausgesägt,
nach Deutschland verschifft und dient überwiegend architektonischen Zwecken

Durchwaschen des diamanthaltigen Sandes nach ursprünglicher Art auf den Feldern der Kolonialen Bergbaugesellschaft bei Lüderitzbucht. Jetzt werden vielfach Maschinen gebraucht

Auf Diamantfeldern bei Lüderitzbucht. Die Eingeborenen durchspähen ohne Waschapparat probeweise den Sand nach Diamanten

Große Wanderdüne bei Grasplatz, nahe Lüderitzbucht

Dünengegend in der Namib an der Bahn von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop

Wasserstelle bei Spako, nördlich von Omaruru, zur Regenzeit

Gottesdienst für Eisenbahnarbeiter im Freien. Die Predigt hält ein eingeborener Missions-Gehilfe, ein Herero

Fischfluß in der Nähe von Seeheim. Überbrückung durch die Eisenbahn von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop

Distelsee. Einsturzbecken im Otavikalk. Von hier wird die Kupfermine von Tsumeb mit Wasser versorgt

Maultierkarren. Diese Art von Gefährt dient für eilige Reisen

Pferde auf Farm Abbabis im nordwestlichen Namalande

Strauße auf einer südwestafrikanischen Farm. Die Straußenzucht macht große Fortschritte in Südwest

Stauweiher auf Farm Voigtland bei Windhuk. Im Hintergrund die Ausläufer des Anasgebirges

Omaruru-Kuppe. Auf der Spitze des Kegels befand sich früher die heliographische Signalstation, die während des großen Aufstandes die wichtigsten Dienste leistete

Khanbrücke der Otavibahn bei Usakos. Das Khan-Rivier liegt trocken, aber in der Tiefe der Sandmassen sind große Wasservorräte

Blick auf den Oranje von der Polizeistation Hohenfels

Landschaft am mittleren Oranje

Wagenkolonne durch die südwestafrikanische Weidesteppe marschierend

Hererowerft-Pontoks auf einer Lichtung. Die Frau in der Mitte war die Mutter Samuel Mahareros. Die dreizipflige Lederhaube war früher bei den Hereros das Zeichen der verheirateten Frau

Blick von Ost-Usambara in die Vorhöhen des Gebirges hinab

Fels- und Euphorbienlandschaft in Uniamwasi

Vegetationsbild aus dem Kilimandscharo-Gebiet, nahe der Baumgrenze. Charakteristisch ist der niedrige Wuchs und der Moosbehang mancher Bäume

Unbeschreiblich groß war meine Freude, zu nächtlicher Stunde drei am Bache trinkende alte Löwinnen auf die Platte zu bringen

Aufnahmen von Prof. C. G. Schillings. Aus: Blitzlicht und Büchse, Voigtländers Verlag

Fast genau um die Mitternachtstunde lieferte mir mein Blitzlicht eine schwer zu erlangende Naturkunde: einen prächtigen Leoparden, in einem alten, starken, männlichen Exemplare

Vegetationsbild aus dem Kilimandscharo-Gebiet

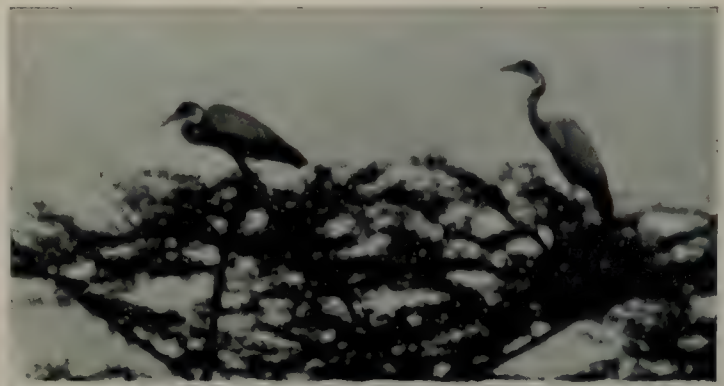
Rau-Fluß mit Uferwald in der Kilimandscharosteppe

Klopfenden Herzens sah ich die Giraffe, die der von mir entdeckten Art (Giraffa schillingsi Mtsch.) angehört, immer mehr und mehr dem Wasser und damit meinem Versteck sich nähern…

Aufnahmen von Prof. C. G. Schillings. Aus: Blitzlicht und Büchse, Voigtländers Verlag

So genoß ich das wundervolle Schauspiel eines Bades dieser gefährlichen Dickhäuter aus nächster Nähe. (Die Nashornkuh hatte ihr Vorderhorn abgestoßen)

Links: Die heiligen Ibisse strichen dicht über mein Versteck. Rechts: Die fliegenden Flamingos boten ein herrliches Schauspiel! Ihre rosa gefärbten Federn hoben sich kontrastreich vom blauen Himmel ab



Aufnahmen von Prof. C. G. Schillings. Aus: Blitzlicht und Büchse, Voigtländers Verlag

Links: Schwarzköpfige Reiher (Ardea melanocephala vig. Childr.) in unmittelbarer Nähe meines Lagers am Rufustrome. Rechts: Tagelang harrten die Geier unfern meines Zeltes auf Fleischabfälle

Links: In neugierigster Haltung äugte ein Giraffenbulle in der sanddurchwirbelten Steppe nach mir aus... Rechts: Neugierig verhoffte das Zebrarudel...

Aufnahmen von Prof. C. G. Schillings. Aus: Blitzlicht und Büchse, Voigtländers Verlag

Links: Zuweilen zeigten sich die herrlichen Grantgazellen wenig scheu... Rechts: Ein Beispiel von Mimikry: Die Giraffe, welche bisher bewegungslos neben einem Strauchbaume gestanden hatte, setzte sich langsam in Bewegung. Sowohl ihre Färbung, wie ihre Gestalt hatten es bewirkt, daß ich sie, da sie diesem Baume so sehr ähnelte, eine ganze Weile übersehen hatte

Dobbertin phot.

Massai-Krieger; ausgesprochener hamitischer Typus

Dobbertin phot.

Massai-Krieger

Dobbertin phot.

Eingeborener mit Auslegerkanu an der Mündung des Mſimbaſi

Dobbertin phot.

Eingeborenenwohnung mit Vorratshaus auf Pfählen. Die Ernte wird wegen des Ungeziefers möglichſt hoch über dem Boden verwahrt

Dobbertin phot.

Bananen- oder Rieſenfeigenbaum im oſtafrikaniſchen Küſtengebiet

Typisches Landschafts- und Vegetationsbild im ostafrikanischen Binnengebiet

Leider rein ghet.
Kibo-Gipfel des Kilimandscharo von SO gesehen. Die höchsten Teile des 6000 m hohen Berges sind mit einem Eismantel umgeben. Auch in die Kraterhängen Eisströme hinein

Dobbertin phot.

Markthalle in Tanga

Dobbertin phot.

Eingeborene bieten Eßwaren einem Zuge der Usambarabahn an

Dobbertin phot.

Rinder mit Riesengehörnen in Ruanda

Herrenhaus auf der Plantage Lewa im Tangabezirk

Mikindani

Der Meru mit Schnee

Aufnahme von Prof. C. G. Schillings

Unter einem gewaltigen Affenbrotbaume hatte ein Rudel Gnus und Zebras Schutz vor den Sonnenstrahlen gesucht, wurde aber bei meiner Annäherung flüchtig. Gewaltige Sandhosen und Wirbelwinde — „Kyniamfera" der Träger" — durchrasten die Steppe und staubwirbelnd verschwanden die Wildherden aus dem Gesichtskreis...

R. Oldenburg phot.

Dorf im Usambaragebirge mit Rundhütten

Eingeborenen Viertel in Tanga

Eingeborene Mädchen in der Brandung badend

Am Strand von Lindi. Lindi ist der bedeutendste Hafen im südlichen Küstengebiet von Ostafrika. Die von Eingeborenen gezogenen zweirädrigen Rickschas sind aus Indien eingeführt

Sisalpflanzung in Ostafrika: Abernten der Blätter. Die Blätter enthalten feste, hanfartige Fasern

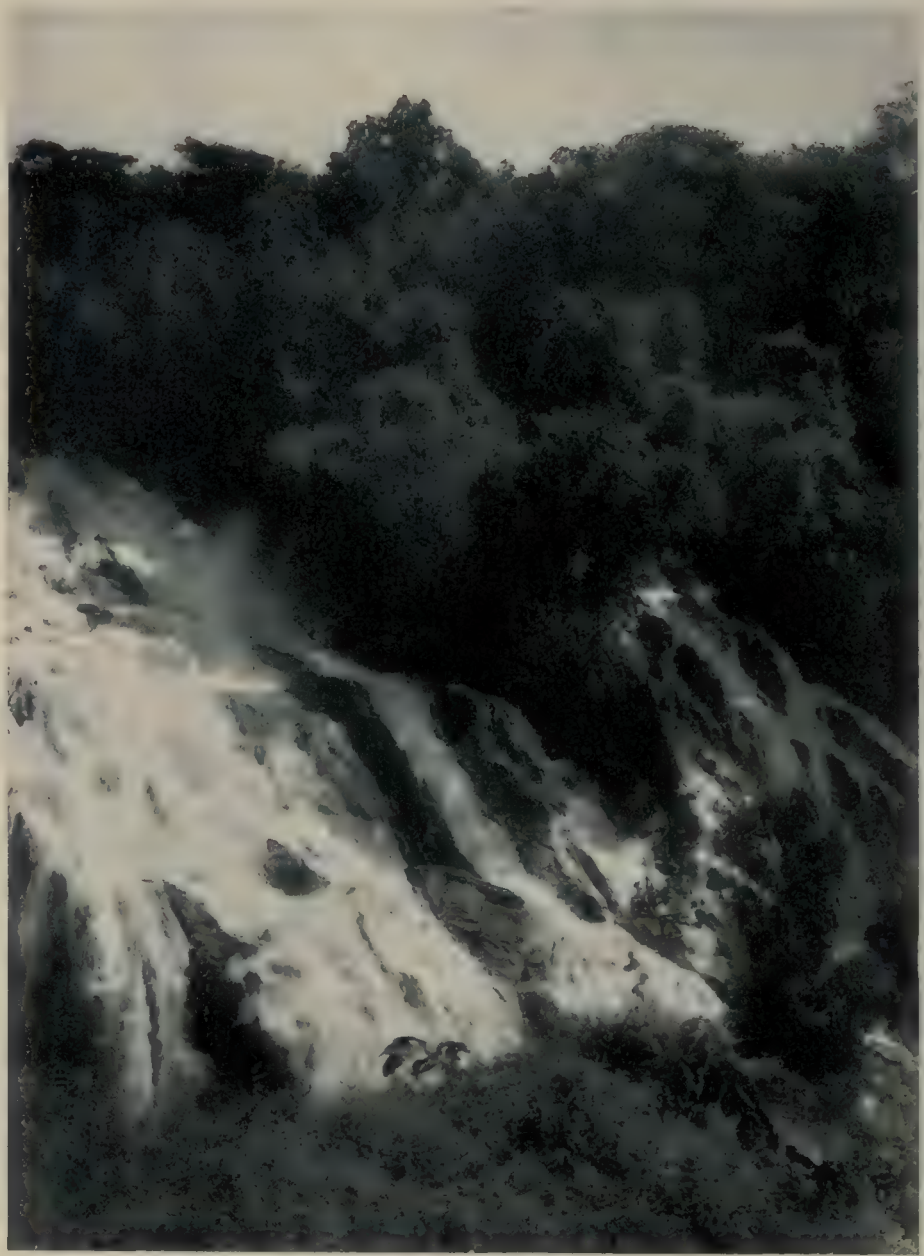
Landschaft im küstennahen Urwaldgebiet

Stations-Gebäude

Dar-es-salam. Gouvernementshaus von der Strandseite

Anschauungsunterricht

Erzverhüttung der Wahehas



Pangani Hauptfall

Mhima-Sultan Kissilerobo aus Mororo im Norden Deutsch Ostafrikas. Ein Kopf vom reinsten Hamitentypus, der dem altägyptischen nahe verwandt ist

Friedhof. Die Grabsteine zeigen arabischen Einfluß

Hafen von Dar-es-Salam

Nashorn im Schatten einer Schirm Akazie

R. Oldenburg, Wien phot.

Masai-Karawane

Salomon-Inseln: eigentümliche Bauart eines Hauses in einem Dorfe in der Nähe von Kieto. Die Häuser sind zum Schutz vor Feuchtigkeit und wilden Tieren so hoch über dem Erdboden gebaut

Samoanische Häuser. Nachts und bei schlechtem Wetter werden die aufgerollten Matten heruntergelassen

Kraterſee auf der Inſel Savaii in der Samoagruppe

Dorf auf Sawaii, typische Samoaansiedlung. Von Pfählen getragene Rundhütten; Schutzmatten, die die Stelle der Wände vertreten, teilweise herabgelassen. Dorfplatz mit Kokospalmen

Palmen im Winde am Strande der Insel Savaii

Küstenlandschaft auf Falealupe. Samoa-Gruppe

Pfahldorf in der Aravabucht auf Bougainville. Deutscher Teil der Salomons-Inseln

Ein Teil des Dorfes Palauli auf Samoa; der große Baum links ist ein Mangobaum

Klubhaus der Palau-Insulaner. Die Männer auf den Südseeinseln tun sich vielfach zu geselligen, religiösen und eigennützigen Zwecken in Geheimbünden hierin zusammen

Kaiser Wilhelmsland: Geisterhaus an der Lemiengküste. Die Geisterhäuser entsprechen den Fetischplätzen Afrikas, doch ist vielfach kein Idol darin

Kokospalmenpflanzung

Fischer

Anzapfen von Kautschukbäumen

Gerodeter Urwaldboden für eine Pflanzungsanlage; im Hintergrund ein Vulkanberg

Häuptling Salanou aus Upolu

Der verbannte Häuptling Lanati mit Frau und Töchtern

Papaya- oder Melonenbaum

Banane

Kokospalme

Kaffeebaum

Eingeborene von Neu-Guinea. Blumenkopfschmuck und Halskette aus kleinen Perlen. Die Mädchen sind 12—13 Jahre alt. Im Hintergrund eine große Agave

Kopra-Trocknen auf einer Pflanzung in Samoa. Kopra, die zerschnittenen und getrockneten Kerne der Kokosnuß, dient zur Fabrikation von Speisefett

Samoa: Palmen am Strand. Die See ist in Ebbezustand zurückgetreten. Die Kokospalme liebt die Meeresnähe

Auf Hawaii: Glühende Lava von einem Vulkan im Inneren ergießt sich ins Meer

Ehrentor in Taingaufu am Fuße des Taischan. Diese Tore werden besonders oft zu Ehren tugendhafter Witwen errichtet

Höhlentempel Sun-wan-tung bei Tsingtau

Merkwürdig berührt den Fremden in Tsinanfu die große, quer vor den Haupteingang gestellte Mauer mit allerlei Drachenzeichnungen, die die bösen Geister abhalten sollen.

Räuber werden standrechtlich erschossen

Brücke bei Jentschonfu in der chinesischen Provinz Schantung. Über dieses tausendjährige Bauwerk gehen jetzt die Schienen der Eisenbahn, die von Peking und Tientsin zum Unterlauf des Jangtse und nach Nanking führen.

See mit Marmorterrassen. Die größte Sehenswürdigkeit von Tsinanfu ist der Lotussee innerhalb der Stadt; er ist ganz von Tempeln und Terrassen umgeben und schöne große Bäume wachsen an seinem Ufer.

Verwaltungsgebäude der Tientsin-Pukaubahn in Tsinanfu

Ein Bahnhofsgebäude der Tsingtaubahn in chinesisch-europäischem Mischstil

Chinesischer Gärtnerjunge. Stundenweit gehen die Bauern und Gärtnerjungen mit ihren am Tragholz über der Schulter getragenen Gemüsekörben zum Markt nach Tsingtau.

Chinesische Getreidemühle; der untere Mühlstein sieht wie bei uns aus, der obere aber ist eine Walze, die auf dem unteren in die Runde geführt wird, meist durch einen Esel, dem die Augen verhängt sind, damit das Tier nicht schwindlig wird.

Gebirgsszenerie im Taischangebirge, der heiligsten Gegend Chinas. Im Vordergrunde ein buddhistischer Mönch mit seiner Laute

Der 70er Krieg

Eine Schilderung des Feldzuges 1870/71 von Mitkämpfern. Herausgegeben und mit verbindendem Text versehen von

Oberst J. Hoppenstedt

Oberst Hoppenstedt hat die einzelnen Berichte und Schilderungen der Mitkämpfer so ausgewählt und durch verbindenden Text so geschickt zu einer Einheit zusammengefügt, daß das Buch eine regelrechte Geschichte des ganzen deutsch-französischen Krieges darstellt, die dabei interessant, anschaulich und spannend ist, wie ein guter Kriegsroman

Preis kartoniert 1.90. In Halbpergament 3.00

Erscheint im Sommer 1914

Aus dem Band: Die Flotte von Konteradmiral Holzhauer

Das Heer Von Oberst Julius Hoppenstedt. Mit rund 160 photographischen Aufnahmen. Kartoniert M. 1.90, in Halbpergament M. 3.00. Zum ersten Male wird hier ein fast lückenloses Gesamtbild des Heeres in seiner Friedensarbeit wie im kriegsmäßigen Kampf in photographischen Aufnahmen gezeigt. Rund 160 Naturaufnahmen, alle lebensvoll, anschaulich, oft von wundervoll bildmäßiger Wirkung, von einem ersten Kenner des Heeres aus zahllosen Bildern ausgewählt, geben ein Gesamtbild des heutigen deutschen Heeres in voller Aktion. Der Text Oberst Hoppenstedts ist ein Muster volkstümlicher Darstellung auf wissenschaftlicher Grundlage, der nicht nur für Fachleute, sondern für das ganze Volk geschrieben ist.

Die Flotte Von Konteradmiral Holzhauer. Ein Bilderbuch der deutschen Kriegsflotte mit eingehendem Text und rund 140 vielfach ganzseitigen photographischen Aufnahmen. Kartoniert M. 1.90, in Halbpergament M. 3.00. Die prächtigen Aufnahmen zeigen unsere Flotte auf hoher See und im Hafen, im Einzelkampf und bei Gefechtsübungen in größeren Verbänden, das Manövrieren, Leben und Treiben der Mannschaften an Deck, Landungen, Arbeit, Vergnügungen, kurz, alles was interessant ist. Der Text des Konteradmirals Holzhauer ergänzt die Bilder aufs glücklichste. „Das Buch übertrifft wohl alle in dieser Art erschienenen Werke und kann nur allseitig bestens empfohlen werden": so urteilt die Zeitschrift für Armee und Marine.

Bilderbuch der Freiheitskriege. Eine Bilderchronik von 154 der lebendigsten und interessantesten zeitgenössischen Darstellungen aus der Zeit von 1806 bis 1815: Schlachten und Zeitereignisse, Bildnisse, Soldatenszenen, Karikaturen usw. Also eine kritische Auswahl des wertvollsten Bildermaterials, die die Geschichte jener großen Tage eindringlicher und packender erzählt, als Worte es vermögen. Mit geschichtlicher Einleitung von Dr. Fr. Schulze. M. 1.90, geb. 3.00.

Die kleinen Bilder dieser Seite sind im Buch 8 mal so groß

Aus dem Band: Das Heer von Oberst J. Hoppenstedt

„Das Heer" von Oberst Hoppenstedt wird durch den Reichtum und Wert seines Inhaltes, sowie seinen billigen Preis, ein Volksbuch werden, schrieb das „Deutsche Armeeblatt".

„Das Bilderbuch der Freiheitskriege" ist wohl in der ganzen Flut der Jubiläumsproduktion überhaupt das lebendigste Zeugnis der großen Zeit. „Hamburger Fremdenblatt"

Das Bismarck-Bilderbuch erscheint im Sommer 1914:

Das Bismarck-Bilderbuch. Bismarck und seine Zeit im Bilde, nach sorgfältig ausgewählten, wirkungsvollen und künstlerischen wertvollen Bildern, Zeichnungen, Photographien und Karikaturen. Ein reichhaltiges, volkstümlich gehaltenes Buch mit eingehendem Text und rund 150 Bildern. Auswahl und Text von Dr. Richard Jahn.

Aus dem Band: Das Bilderbuch der Freiheitskriege

Jedes Buch des Gelben Verlages 1.90 Mark kartoniert und 3.00 Mark in Halbpergament

Verkleinerte Abbildung aus dem humoristischen Roman:

„Tartarin von Tarascon" von Alphons Daudet
mit 43 Illustrationen von Emil Preetorius

„Keiner, der ihn je gelesen hat, wird sich seinem Zauber entziehen können; ... das Buch ist typographisch ganz hervorragend ausgestattet." Hamburger Fremdenblatt

Die Illustrierung des ‚Tartarin von Tarascon' durch Preetorius stellt eine vollkommene Ausmünzung des Geistes dieses Weltliteraturwerkes dar. Kunst für Alle

Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar

P
G
V

JV
2027
R64
1914

Rohrbach, Paul
Die deutschen Kolonien

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY